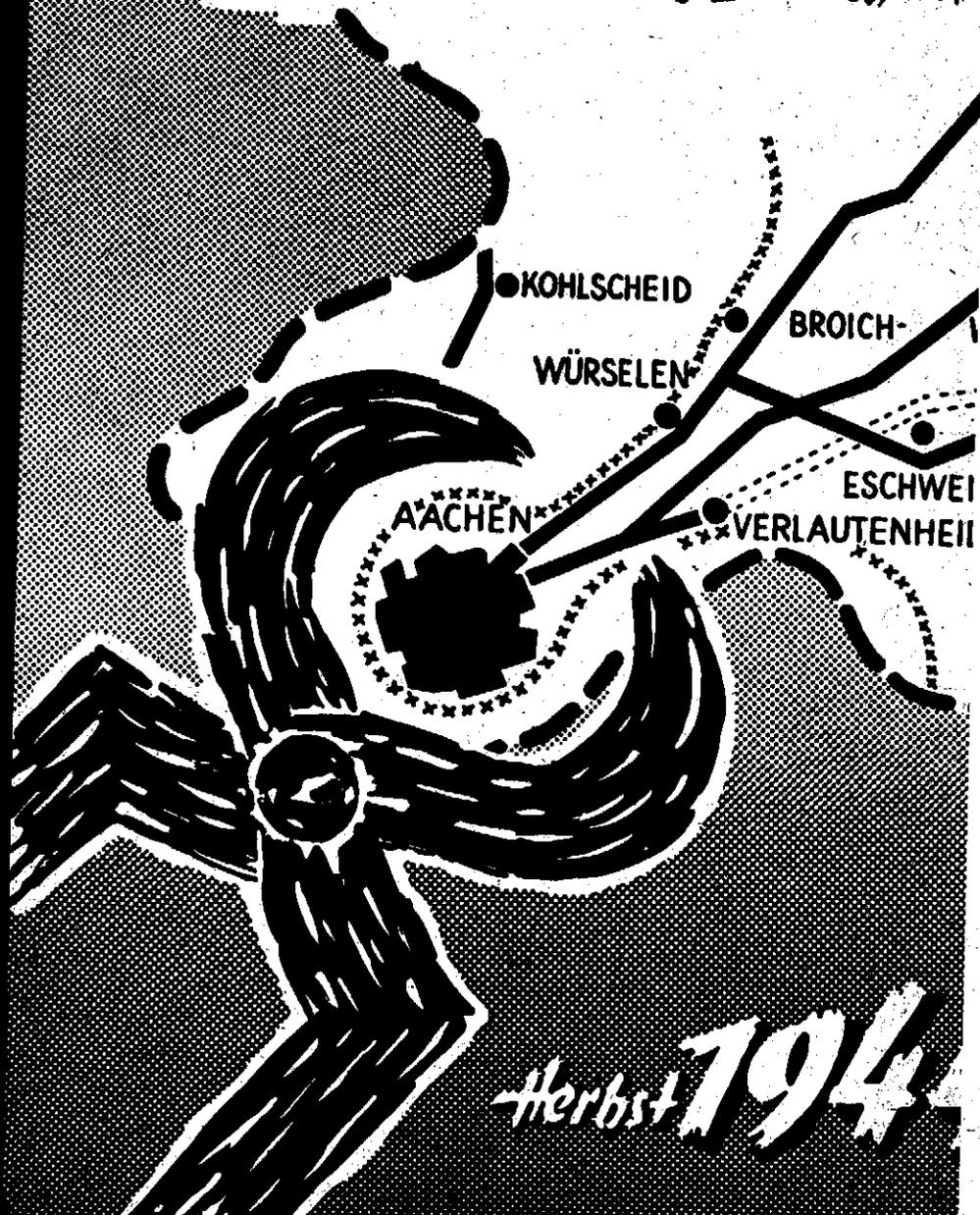


AACHEN



DAS SCHICKSAL AACHENS IM HERBST 1944

AUTHENTISCHE BERICHTE (III)

HERAUSGEGEBEN
VON
BERNHARD POLL

TAGEBUCHAUFZEICHNUNGEN

DER AACHENER ELISABETHIN
SCHWESTER MARIA UBER IHRE ERLEBNISSE
IM ZWEITEN WELTKRIEG

AACHEN 1972

VERLAG DES AACHENER GESCHICHTSVEREINS

DRUCK: DRUCKEREI UND VERLAGSANSTALT WILHELM METZ, AACHEN

Tagebuchaufzeichnungen

der Aachener Elisabethin Schwester Maria über ihre Erlebnisse
im Zweiten Weltkrieg und in der ersten Nachkriegszeit

Vorbemerkung des Wissenschaftlichen Ausschusses

Die Schreiberin Schwester Maria (Schäfer) stammt aus Frankfurt am Main; sie trat 1919 in das Aachener Kloster der Elisabethinnen ein und legte dort 1928 ewige Profeß ab; fast zwanzig Jahre lang arbeitete sie im Städtischen Krankenhaus an der Goethestraße, wo sie 1926 das Krankenpflege-Examen machte und von Mai 1940 bis November 1941 am Hauptkrankenbuch des Reservelazarettis tätig war. Als die Elisabethinnen dort durch NS-Schwester abgelöst wurden, ging sie Mitte November 1941 zum Teillazarett Blumenthal/Vaals, wo sie auf dem Schreibzimmer Dienst tat. Am 8. September 1944 übersiedelte sie mit anderen Elisabethinnen von dort nach Aachen: zunächst in den Saarbunker, einige Tage später in den Lazarett- oder Krankenhausbunker in der Südstraße; hier wie dort war sie als Oberin tätig. Nach der Kapitulation Aachens fand sie mit anderen Schwestern ihrer Genossenschaft Aufnahme im Sanatorium an der Lütticher Straße; am 14. Dezember 1944 konnten die Elisabethinnen wieder in ihr 1941 enteignetes *) Mutterhaus am Preusweg zurückkehren. Bei der Kapitelswahl im August 1944 war Schwester Maria zur Generalassistentin der Genossenschaft gewählt worden. Seit 1951 arbeitet sie im städtischen Krankenhaus in Düren.

Die Tagebuchaufzeichnungen und die im Anhang veröffentlichten Schriftstücke sind im Mutterhaus der Elisabethinnen von Herrn Dozenten Dr. theol. E. Gatz ermittelt worden, der sogleich ihren geschichtlichen Quellenwert erkannte und sie nach Zustimmung von Schwester Maria und der Generaloberin Sr. M. Bernadette der Zeitschrift zur Veröffentlichung zur Verfügung stellte. Den Schwestern und Herrn Dr. Gatz sei dafür verbindlichst gedankt. Die Tagebuchaufzeichnungen erscheinen vorzüglich geeignet, unsere Kenntnisse über die Zeit des Zweiten Weltkrieges und der ersten Nachkriegswochen zu ergänzen und insbesondere über das Leben in dem Lazarettbunker während der Belagerung 1944 auszusagen. Der Text wurde wörtlich übernommen. Die Zwischenüberschriften und die Kommentare in den Fußnoten stammen vom Herausgeber der Zeitschrift.

*) Vgl. darüber auch die im Anhang veröffentlichten Schriftstücke.

Inhalt

Städtisches Krankenhaus Goethestraße 1941	4
Lazarett Blumenthal/Niederlande 1941—1944	6
Saarbunker am Ponttor in Aachen, September 1944	9
Lazarett- oder Krankenhausbunker Südstraße 32—36, September/Oktober 1944	11
Sanatorium Lütticher Straße 110, seit 22. Oktober 1944	23
Mutterhaus Preusweg 2, Ende Oktober 1944	23
Lazarett in Eupen, Ende Oktober 1944	25
Mutterhaus Preusweg, Oktober/November 1944	27
Das ehemalige Mutterhaus Pontstraße 49, November 1944	29
Mutterhaus Preusweg, November 1944—Januar 1945	30
Kurze Inhaltsangabe der weiteren Aufzeichnungen für 1945	41

Städtisches Krankenhaus Goethestraße 1941

Als im Jahre 1937 die ersten NS-Schülerinnen in die Krankenpflegeschule des Städtischen Krankenhauses kamen, wurde uns sehr bald bewußt, daß unsere Tage im Krankenhaus gezählt waren, obwohl man von seiten der Kreisleitung versicherte, daß daran nicht gedacht wäre. Bereits einige Jahre später erwiesen sich diese Versicherungen als leere Worte. In diesem Jahr (1941) fand ja auch der bekannte Klostersturm statt, durch den viele Klöster beschlagnahmt oder enteignet wurden. Dies geschah auch mit unserem neuen Mutterhaus, das 1937 im Preusweg 2 fertiggestellt war. Am 24. Juli 1941 erschienen im Mutterhaus Beamte der Kreisleitung und der Gestapo, die die Ordensleitung aufforderten, sofort mit allen Schwestern das Haus zu verlassen. Nur das Notwendigste durfte mitgenommen werden. Als wir im Krankenhaus durch Anruf davon erfuhren, gingen einige Schwestern sofort zum Preusweg und suchten noch manches zu retten. Aber nur persönliche Sachen durften mitgenommen werden. Angeblich sollte das Haus für Flüchtlinge und bombengeschädigte Obdachlose Verwendung finden. Erst nach Jahren erfuhren wir, daß ungefähr alles — z. T. Jahrhunderte alte Sachen¹⁾ — verschleudert, gestohlen, vernichtet worden war. Nur einiges konnte durch gute Freunde, teils auf listige Art, gerettet werden und uns erhalten bleiben. Die Schwestern — manche alt und gebrechlich — kamen teils in unser altes Mutterhaus in der Pontstraße oder in andere Häuser. Das neue Mutterhaus wurde in einer Polizeikaserne umgewandelt (Schriftliche Enteignung vom Januar 1942). Am 7. August 1941 wurde auch unser Elisabethstift in Düren beschlagnahmt. Ungefähr zu der gleichen Zeit — Juni 1941 — erhielten wir Schwestern

¹⁾ Im Jahre 1622 wurde die Stifterin der Genossenschaft der Elisabethinnen, Apollonia Radermecher, durch den Rat der Stadt Aachen als Gasthausmeisterin im Spital am Radermarkt eingesetzt. Damit war der Grund gelegt worden für die Entwicklung einer städtischen Krankenpflege in Aachen.

des Krankenhauses Aachen — außer einigen in Nebenbetrieben, die meisten waren ja im Lazarett tätig — von der Stadtverwaltung ein Schreiben²⁾, in dem uns mitgeteilt wurde, daß wegen Schwesternmangels vom Mutterhaus nicht mehr genügend Schwestern gestellt werden könnten und deshalb kein Vertrag mehr gemacht werden könne, der bisherige Vertrag war zum 1. Oktober jedoch nicht fristgerecht gekündigt worden. Von seiten des Mutterhauses gesehen, beruhten diese Angaben nicht auf Wahrheit. Gleichzeitig wurde diesen Schwestern, um deren Fortkommen die Stadt ja besorgt war, angeboten, als freie Schwestern bei der Stadt weiterzuarbeiten zu günstigen Bedingungen. Ein beigegefügter Zettel brauchte nur bis zum 10. Juli mit ja oder nein beantwortet zu werden. Keine der angesprochenen Schwestern hat mit ja geantwortet.

Am 18. September 1941 wurde plötzlich angeordnet, daß am nächsten Morgen die Sr. Oberin und eine ganze Reihe Schwestern, meist aus Wirtschaftsbetrieben, das Haus verlassen mußte. Wenn man gemeint hatte, daß die plötzliche Abrufung der Oberin, der tatkräftigen Sr. Gabriele, Verwirrung und Unordnung in die Gemeinschaft bringen würde, so hatte man sich getäuscht. Wir hatten sehr schnell, eigentlich sofort die Lage erfaßt. Wir führten unsere klösterliche Ordnung genauso fort, wie bisher, wenn wir auch aus räumlichen Gründen manches etwas anders machen mußten. Eine von der *Kreisleitung!* eingesetzte Schwester wurde von der Würdigen Mutter (Generaloberin) um des Friedens und der Schwester (Sr. Gereona) willen — die sich gar nicht als Oberin hervortat — als Oberin von uns bestätigt. Jedenfalls verlief alles reibungslos! Wir waren zu dieser Zeit noch zu 95 Schwestern im Krankenhaus. Die Schwestern wurden außer in unseren Häusern auch teilweise im Kind-Jesu-Kloster Burtscheid aufgenommen. Mehrere Schwestern kamen mit Schwestern aus anderen Häusern nach Berlin-Weißensee, St.-Josefs-Krankenhaus der Alexianer-Brüder. Dies geschah durch Vermittlung der Caritas (Herrn Paul Groß). Ein Teil der Brüder war eingezogen.

Mittlerweile waren von der Wehrmacht durch Oberfeldarzt Capellmann, Chefarzt des Reservelazarettes Aachen, in Eupen/Belgien und Vaals/Blumenthal (Holland) Teillazarette eingerichtet worden³⁾. So kamen bereits am 24. September mehrere Schwestern nach Eupen, einige etwas später nach Blumenthal (1. Oktober). Da für die nach Blumenthal bestimmten Stationsschwestern noch keine Vertretungen da waren, mußten diese bis zum 15. Oktober bleiben. Eine im Hauptkrankenhaus beschäftigte Schwester mußte noch bis zum 18. November bleiben, weil keine Ablösung für sie angelernt war, und zwei Schwestern aus dem Infektionspavillon blieben noch bis zum 8. Dezember da, weil es schwer war, für diese Abteilung NS-Schwestern zu bekommen. Unsere Schwester Siegberta, die

²⁾ Vgl. dazu Anhang S. 44 f.

³⁾ Betr. Oberfeldarzt Dr. Carl Capellmann vgl. den Bericht in ZAGV 68 (1956), 381 ff.; dort auch Bericht von Joh. Reibold, 396—398.

schwerkrank im Infektionspavillon lag, kam später in das Krankenhaus nach Düren.

Waren wir bereits seit einigen Jahren immer wieder Schikanen usw. von seiten des nationalsozialistisch eingestellten Personals ausgesetzt gewesen, so wurden diese mehr und mehr unangenehmer. Es gab immer wieder Bspitzelungen und Verdächtigungen. Man kontrollierte die Schwestern auf ihren Ausgängen z. B. zum Mutterhaus und kontrollierte Autos, in denen Schwestern waren, bis Oberfeldarzt Capellmann eine solche Kontrolle des Wagens, der Schwestern ins Teillazarett Eupen brachte, verbot. Auch wurde z. B. den Stationsschwestern verboten, bei ihrem Weggang Sachen mitzunehmen, die ihnen persönlich geschenkt worden waren und die sie zur Verschönerung ihrer Stationen gebrauchen durften. So wurde uns bei der Schließung der Krankenhaus-Kapelle eine Monstranz nicht zurückgegeben, die Eigentum der Schwestern war, wie aus dem Schenkungsschreiben deutlich hervorging, auch wenn sie das Krankenhaus einmal verlassen sollten. Auch später haben wir sie nicht mehr erhalten, angeblich war sie durch Evakuierungen usw. abhanden gekommen. Die Kreisleitung hielt sich angeblich an die Klosterregel, daß Schwestern kein Eigentum haben dürften. Den Unterschied zwischen Eigentum und Verfügung darüber hatte sie scheinbar in „ihrer Klosterregel“ nicht gesehen. Dies hatte sie auch dem Oberfeldarzt Dr. Capellmann gesagt. Daraufhin hat Sr. Maria ihm, der ganz auf unserer Seite stand, unser Regelbuch gezeigt, in welchem er lesen konnte, was richtig war.

Lazarett Blumenthal 1941—1944

Das Teillazarett Blumenthal in Vaals/Holland, in welches die meisten Schwestern aus dem Lazarett Aachen kamen, war ein Kloster der Sacré-Coeur-Schwestern, Schulbetrieb und Internat. Durch die Nichtanerkennung des Abiturs im Dritten Reich war der Schulbetrieb schon länger zurückgegangen und durch die deutsche Besetzung der Niederlande völlig lahmgelegt worden. Der Reichsminister der Niederlande Seiß-Inquardt⁴⁾ wollte in diesem Jahr nach dem Krieg ein Lehrerseminar eröffnen, durch die Initiative des Oberfeldarztes Capellmann konnte es aber als Lazarett eingerichtet werden und blieb so den Schwestern erhalten. In den Jahren 1941—1944 wuchs das Lazarett, welches das einzige in Holland war, das direkt von der Front kommende Verwundete aufnahm, und dem später das Haus Hügel der Kamillianerinnen, nur durch einen Garten von Haus Blumenthal getrennt, angegliedert wurde, auf über 500 Betten an. Zur Pflege waren außer uns (später ca. 45 Schwestern, die auch aus anderen Häusern von uns dazugekommen waren) die Kamillianerinnen von Haus Hügel für die Infektion und ebenso einige Franziskanerinnen von Aachen

⁴⁾ Reichsstatthalter für die besetzten Niederlande, Reichsminister Seyß-Inquart (1946 in Nürnberg hingerichtet).

Lindenplatz (auch das Kloster Benediktsberg sollte miteinbegriffen werden) tätig, keine freien Schwestern. Die Schwestern des Hauses arbeiteten teils in der Zahlmeisterei, in den Schreibzimmern und in der Hauswirtschaft. Die ganze Hauswirtschaft war ihnen übertragen. Unter dem Sanitätspersonal waren auch einige Priester. Es herrschte im Lazarett bei sehr viel Arbeit eine sehr gute Atmosphäre, die zum großen Teil auch Oberfeldarzt Capellmann, dem Chefarzt des ganzen Lazarettes in Aachen, zu verdanken war. Von der Partei wurden wir auch betreut, und da das Haus wie gesagt später ganz in das Eigentum des Dritten Reiches übergehen sollte, wurde manches angelegt, was für uns sehr zum Vorteil war, z. B. eine Lautsprecheranlage im ganzen Haus, besonders, weil durch die Mikrophananlage alle Befehle und dergleichen sofort — wie bei Fliegeralarm — durchgesagt werden konnten. Betreffs des Fliegeralarms, der bei den meisten Soldaten nicht die Wirkung auslöste wie bei uns, mußten oft energische Befehle gegeben werden, daß alles in die eigentlich etwas unzulänglichen Luftschutzkeller sich begab. Einige Male fielen Bomben in Haus und Gelände, es hat auch gebrannt, aber große Schäden sind nicht angerichtet worden.

Das Lazarett Blumenthal hatte eine chirurgische, eine innere und später auch eine Infektionsabteilung, die im Haus Hügel untergebracht war. Mit dem Sanitätspersonal unter Sanitätshauptfeldwebel Rodehüser, einem kernigen Sauerländer, konnten wir gut arbeiten. Feldwebel Rodehüser waltete mit souveräner Hand über seine Getreuen und fand auch die richtigen Worte, wenn unter den Patienten einige waren, die unter dem grauen Soldatenrock noch einen braunen trugen und ab und zu auch ihm und dem Pflegepersonal, besonders den Schwestern, Schwierigkeiten zu machen versuchten.

Die religiöse Atmosphäre des Klosters, schon äußerlich durch herrliche große Gemälde und überlebensgroße, z. T. Marmorfiguren von Heiligen und Kreuze geschaffen, hatte auch Einfluß auf alle, die in diesem Hause arbeiteten oder auch als Verwundete und Kranke betreut wurden. Als Krankenräume dienten ja durchschnittlich die großen Klassenräume und Speisesäle der Schülerinnen, die mit solchen Bildern ausgestattet waren. Während manche Räume, z. B. die Toiletten, umgebaut und vergrößert wurden und auch vieles instand gesetzt werden mußte, bedingt durch das jahrelange Leerstehen und den Geldmangel der Schwestern, gab es auch Räume, die den Anforderungen des Lazarettes genügten, z. B. die erwähnten Klassen und die Speiseräume, ebenso die Küchenanlagen, die Wäscherei und die große Badeeinrichtung. Letztere war besonders wertvoll, wenn ein Lazarettzug ankam, da ja alle Verwundeten, wenn es ihr Zustand eben erlaubte, zunächst entlaust werden mußten. Da die Schwestern des Hauses die ganze Wirtschaftsführung in Händen hatten, mußten sie auch dafür sorgen, daß ihnen der Bestand an Wäsche usw. erhalten blieb, was durch regelmäßige Revisionen festgestellt wurde.

Jeder Kranke erhielt bei der Aufnahme ins Lazarett bestimmte Wäschestücke und Kleidungsstücke, die er beim Verlassen des Lazarett wieder vollzählig abgeben mußte. Da die Soldaten, wenn ihnen dann etwas fehlte, z. B. ein Handtuch, ein Paar Socken oder ähnliches, meist keine Bedenken hatten, das fehlende Stück ihrem Nachbarn zu entwenden, hatten die Stationsschwestern Sorgen wegen des Bestandes. Da trat der Feldweibel wieder auf den Plan. Wenn bei einem Lazarettzug alle neu eingekleidet wurden, verteilte er die entlausten und frisch gewaschenen und desinfizierten Wäschestücke an die Stationsschwestern, die damit ihren Bestand ergänzen konnten. Es gab auch manchmal Streit zu schlichten, wie z. B. bei den Spaniern der Blauen Division, von denen wir eines Tages auch eine ganze Reihe Verwundeter bekamen, und die sehr schnell, ihrem südländischen Temperament entsprechend, mit Messern und ähnlichem bei der Hand waren.

Wenn wir von Blumenthal sprechen, dürfen wir auch den schönen großen Garten und den Park, Bethanien, Schwarzwald und vor allem den Schwanenweiher nicht vergessen. Alles konnten wir benutzen. Die Schwestern haben uns viel Freude bereitet, besonders wenn wir ein Fest, wie z. B. Elisabeth feierten. Dann waren die Tische in unserem kleinen Refektorium besonders schön gedeckt und mit Blumen geschmückt. Es war ein schönes Zusammenarbeiten. Die Schwestern mußten sich doch auch sehr umstellen, aber man merkte nicht, wieviel Opfer sie vielleicht im stillen brachten. Auch die Soldaten fühlten sich wohl in Blumenthal. Und wenn einer einmal etwas verbrochen hatte, war er froh, wenn er seinen Arrest in Blumenthal absitzen konnte, denn da sorgten unsere Stationsschwestern schon dafür, daß es ihm nicht zu hart wurde.

So gingen in Freud und Leid die Jahre dahin. Es soll aber auch nicht vergessen sein die schöne große Kirche im Kloster, die nicht nur uns Schwestern, sondern auch dem Personal und den Kranken jederzeit offenstand. Sonntags wurde auch immer eine Reihe Verwundeter auf Bahren in die Kirche gebracht, ein guter Schwesternchor verschönerte den Gottesdienst. Für uns Schwestern war noch ein besonderer Raum eingerichtet worden, der auch ein Gebetsraum war, wo wir unser Chorgebet verrichteten und den Vorträgen beiwohnten. Bis 1942 konnten wir immer, was Vorträge und Exerzitien betraf, an denen der Sacré-Coeur-Schwestern teilnehmen, durch Jesuiten aus Valkenburg gehalten. Als die Jesuiten vertrieben wurden, kamen Patres aus Deutschland. Wir hatten schon durch die Grenze einen Abstand von unserem Mutterhaus in Aachen bekommen. Ohne Ausweis konnte man die Grenze ja nicht überschreiten. Dieselbe wurde von SS-Beamten bewacht. Da Feldweibel Rodehüser aber auch mit diesen ein gutes Verhältnis hatte, machte man uns weniger Schwierigkeiten. So konnten auch unsere Schwestern, die in Kirchrath und Den Haag waren, durch Feldweibel Rodehüser Grenzausweise erhalten.

So nahte das Jahr 1944. Immer dunkler zogen sich die Wolken über den

deutschen Kriegsfronten zusammen. Nach der Invasion der amerikanischen Truppen in Frankreich wurden die Befürchtungen immer größer. Schon im Juli und August wurde bekannt, daß sich die Amerikaner über Belgien und Holland der deutschen Grenze immer mehr näherten. Immer öfter konnten wir deutsche Soldaten beobachten, die z. T. einzeln auf Fahrrädern und in Panzern auf der Flucht waren, auch in Karawanen.

Es wurde in Erwägung gezogen, das Lazarett nach Aachen zu verlegen. Die Verwundeten und Kranken wurden nach und nach abtransportiert. Ein Bunker in Aachen, der Saarbunker am Ponttor, sollte als Lazarett eingerichtet und als Aufnahmebunker bereitgestellt werden. Dazu wurden von Blumenthal aus Schwestern und Personal zur Reinigung und Desinfektion dieses Bunkers, der wie alle anderen Aachener Bunker bisher der Bevölkerung diente, geschickt. Außer den Ärzten und dem Sanitätspersonal sollten fünfzehn chirurgisch ausgebildete Schwestern dann in den Saarbunker gehen.

Am 2. August hatten wir Mutterwahl. Am 14. Januar 1944 war unsere gute Würdige Mutter Gerarda gestorben. Im April sollte die Neuwahl vorbereitet werden. Da kamen am 11. April 1944 bei einem schweren Angriff auf Aachen — der unser Mutterhaus in der Pontstraße weitgehend zerstörte — acht Schwestern ums Leben, unter denen sich auch die Generalassistentin Sr. Gabriele und die Ökonomin Sr. Gisberta befanden. Damit war unsere Genossenschaft ohne Leitung. Im Juni (?) 1944 setzte der Hochwürdigste Herr Bischof Van der Velden von Aachen Sr. Justina aus dem Krankenhaus Düren zur vorläufigen Generaloberin ein. Bei der Wahl am 2. August in Düren wurde sie dann einstimmig gewählt. Sr. Maria aus dem Lazarett Blumenthal wurde Generalassistentin.

Saarbunker am Ponttor in Aachen, September 1944

Der Abschied von Blumenthal fiel allen sehr schwer. Am 8. September sollte die Übersiedlung stattfinden. Mittlerweile waren auch die Schwestern aus dem Teillazarett Eupen nach Blumenthal gekommen, da Eupen kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner stand. Am Morgen des 8. September glich der Vorgarten des Hauses einem kleinen Heerlager. Ein großer Bus stand bereit. Das ganze Gepäck der Schwestern und der Sanitätssoldaten, Pakete, Eimer usw. mit Lebensmitteln, alles war in Unruhe und Aufregung und wartete auf die Anweisungen des Oberfeldarztes. Dieser hatte fast die ganze Nacht mit anderen Sanitätsoffizieren am Telefon gesessen und die Wehrmacht meldungen abgehört. Es gab kein Zögern mehr, wir mußten Abschied nehmen. Die für den Saarbunker bestimmten Schwestern fuhren nach Aachen. Die anderen z. T. zum Mutterhaus nach Aachen und eine ganze Reihe auf Anweisung des Oberfeldarztes nach Düren. Sie sollten sich bei Oberstabsarzt Pinger im dortigen Lazarett melden, der solle weitersorgen. Dr. Pinger war vorher Chefarzt in Blumenthal gewesen. In

Blumenthal war ja nicht bekannt, daß auch das Lazarett Düren vor der Auflösung stand!

Da wir in Blumenthal auch Sachen hatten, die wir nicht mit in den Bunker nehmen konnten, wie z. B. eine Nähmaschine, so fuhr Sr. Maria mit dem Sanitätsfeldwebel noch nach Kirchrath, welches ja nicht weit von Vaals lag, um diese Dinge in unser Elisabethstift nach Kirchrath zu bringen. Unterwegs mußten sie vor Tieffliegern Deckung nehmen. Wir hatten kein Geld — außer dem Geld, welches einige Schwestern für den Kauf von Marketenderwaren von ihren Angehörigen hatten (Es wurde diesen später wieder zugestellt). Feldwebel Rodehüser hat uns noch etwas Geld gebracht, aber dann erhielten wir nichts mehr. Auf der Fahrt nach Aachen zum Saarbunker sahen wir, wie Soldaten unter eine Bahnüberführung quer über die Vaalser Straße Dynamit legten zum späteren Sprengen der Überführung.

Der Saarbunker war ein verhältnismäßig kleiner Bunker. Als wir dann spät nachmittags alle glücklich zusammen waren und die Kabinen usw. hergerichtet hatten — die Betten standen z. T. drei übereinander — mußten wir feststellen, daß wir zwar Lebensmittel mitgebracht hatten, aber keine Kochgelegenheit hatten! Nun hatten schon einige Schwestern, die früher gefahren waren, ausgekundschaftet, daß ganz in der Nähe — Weyhestraße — die Ursulinen wohnten. An diese haben wir uns dann gewendet, und sie haben rührend für uns gesorgt. Die Soldaten brachten Lebensmittel hin, und sie haben für uns gekocht, bis die Sanis aus den verlassenen Häusern einen Herd geholt hatten (organisiert hieß es damals). Auch unser Lazarettpfarrer Kaplan Kirschgens⁵⁾ ist bei uns. Wir gingen zunächst auch bei den Ursulinen in die hl. Messe, haben aber dann auch im Bunker die hl. Messe gefeiert, da wir ja außer dem Lazarettpfarrer Kirschgens auch einen Sanitätssoldaten Kaplan Klüttermann⁶⁾ hatten. Mit Kisten und Brettern bauten wir einen Altar zurecht. Als Altarkreuz diente ein kleines Rosenkranzkreuzchen (von Sr. Bertholda gestiftet), Medizingläser für Wein und Wasser, einen Meßkelch hatte Kaplan Kirschgens.

Auch der Pfarrer von Hl. Kreuz — Gerards⁷⁾ — hat sich uns zur Verfügung gestellt. Er betreut den Rütcherbunker, der ganz in der Nähe des Saarbunkers ist. Einige Tage später mußte er vor der SS flüchten. Wir konnten ihn leider — wie Kaplan Kirschgens zuerst meinte — im Saarbunker nicht verstecken, da derselbe dafür durch seinen Aufbau keine Möglichkeiten bot. Er ist aber den SS-Leuten doch nicht in die Hände gefallen. Wir sind auch in den Rütcherbunker gegangen, in dem viele Leute waren, und haben uns um Kranke gekümmert. Eine Betreuerin, Fräulein Filomene Becker⁸⁾ (später Lehrerin des Fröbelseminars Aachen), kam einmal mit einer hl. Hostie in einem Tuch, die sie aus dem Bunker gerettet

⁵⁾ Kaplan Karl Kirschgens von der Pfarre St. Joseph, Aachen.

⁶⁾ Kaplan Hubert Klüttermann von der Pfarre St. Joseph, Aachen.

⁷⁾ Pfarrer Jos. Gerads, später Stadtdechant.

⁸⁾ Dr. Philomene Beckers, nach den Pers.Akten der Stadtverwaltung (Stadtarchiv).

hatte, zu uns in den Saarbunker. Im Saarbunker bekamen wir keine Verwundeten — außer durch Beschuß Verletzte — da die Roermonder Straße bereits unter Beschuß lag und deshalb keine von dort gebracht oder geholt werden konnten. Im Saarbunker erfuhren wir auch von einem grausamen Geschehen. Es hieß, ganz nahe würden zwei erschossen. Wir dachten, es wären Soldaten. Es hieß, sie hätten in Aachen geplündert, was ihnen verboten war. Unser Kaplan Kirschgens ging hin, er hatte gehört, daß es keine Soldaten, sondern zwei Jungen, ca. 13 Jahre alt, waren. Er versuchte alles, um dieses Urteil ungeschehen zu machen, da es doch Kinder seien, aber er erreichte nichts^{8a)}.

Lazarett- oder Krankenhausbunker Südstraße 32—36, Sept./Okt. 1944

Bereits am 10. September war davon die Rede, daß einige Schwestern von uns zum Krankenhaus kommen sollten. Wir hatten dies zunächst abgelehnt. Am 12. September kam nun der dienstliche Befehl von Oberfeldarzt Capellmann, daß zehn Schwestern zum Krankenhaus kommen sollten. Wir sollten dort die NS-Schwester — die uns 1941 abgelöst hatten — jetzt dort ablösen. Dies war uns unangenehm. Die NS-Schwester hatten auch von der Partei Abmarschbefehl erhalten. Da diese Schwestern — die Amerikaner nannten sie Hitlerschwester — wenn die Amerikaner kamen, vielleicht in Gefangenschaft geraten könnten, wollte Oberfeldarzt Capellmann sie vor dem Eintreffen der Amerikaner in Sicherheit bringen. Auf eine diesbezügliche Anfrage beim Kommandeur in Köln, ob er die NS-Schwester durch die sich noch in Aachen befindlichen Ordensschwester der Elisabethinnen ablösen könne, erhielt er eine zusagende Antwort. Es waren ja auch außer uns keine Schwestern dafür mehr in Aachen, wenigstens keine freien Schwestern.

So fuhren denn am 12. September zehn Schwestern vom Saarbunker zum Krankenhaus, wo sich auch bereits fünf Schwestern von uns aus dem Lazarett Düren befanden. Die NS-Schwester fügten sich nur ungern der Anordnung, sie wollten bei ihren Kranken bleiben. Dieser Wunsch verdient Anerkennung. Aber andererseits konnten sie dem Oberfeldarzt Capellmann nur dankbar sein für seine aus guter Absicht getroffene Entscheidung.

Es bleibt noch zu vermerken, daß wir aus dem Saarbunker alles, was wir entbehren konnten an Wäsche und Kleidung und anderem, als sich eine Gelegenheit durch den Bruder von Sr. Ermelinde — der nach Rheydt fuhr — bot, mitgegeben hatten, um es zu unserer Würdigen Mutter Justina nach Bockert bringen zu lassen.

Am gleichen 12. September sollte nach Hitlerbefehl ganz Aachen ge-

^{8a)} Die beiden Jugendlichen wurden nach einem Standgericht an der Ecke Saarstraße/Veltmanplatz wohl am 13. September erschossen und gegenüber dem Saarbunker begraben (ZAGV 73 [1962], 83, 150, 177).

räumt werden⁹⁾. Wie wir später erfuhren, herrschte darüber in Aachen viel Aufregung und Jammer. Jedenfalls war es so, daß nach dem Abzug der Parteifunktionäre und ähnlicher Stellen nach Mitternacht kein Zug mehr fuhr. In dieser Nacht kamen viele Leute, die keinen Zug mehr erreicht hatten, in den Bunker. Mit Handwägelchen zogen sie umher. Wir haben die ganze Nacht für die Leute gesorgt und ihnen zu essen und zu trinken gegeben. Wir hörten, daß der Kommandant Graf Schwerin das Evakuieren verboten hatte¹⁰⁾. Es wurde gesagt, er wolle Aachen übergeben und sei von Hitler zum Tode verurteilt worden. Die Verurteilung ist aber nicht ausgeführt worden¹¹⁾. In dieser Nacht gab es keinen Strom, kein Gas, kein Licht und kein Wasser mehr.

Während der Zeit, die wir im Saarbunker verbrachten, versuchten auch einige von uns zur Pontstraße zu gelangen, zu unserem zerstörten Mutterhaus, und brachten Verschiedenes von dort mit, z. B. Schließkörbe, die wir nachher sehr gut gebrauchen konnten.

Am 17. September übersiedelte die ganze Sanitätseinheit aus dem Saarbunker in den in der Südstraße gelegenen Südbunker aus den bereits oben erwähnten Gründen (keine Verwundeten). Mehrere Sanitäter, Offiziere und Sanitätssoldaten gingen nicht mit in den Südbunker. Wir fuhren abends mit allen Sachen teils unter Beschuß aus dem Saarbunker zum Südbunker. Dort fanden wir einige Schwestern aus Düren. Mehrere Schwestern — auch aus dem Krankenhaus — fuhren zuletzt am 19. September nach Düren zurück, so daß im Südbunker zehn und im Krankenhaus sechs Schwestern blieben.

Im Krankenhaus war es sehr knapp mit Lebensmitteln. Im Bunker waren als Militärärzte Dr. Keysselitz¹²⁾, prakt. Arzt aus Aachen, und Stabsarzt Dr. Schetter¹³⁾ vom Krankenhaus. Diese beiden gingen aber innerhalb mehrerer Tage wieder weg. Als Zivilärzte befanden sich im Bunker Prof. Dr. E. Sulger, chirurg. Chefarzt des Krankenhauses Aachen-Forst und der Rote-Kreuz-Arzt Dr. Drouven¹⁴⁾.

Der Südbunker war ein großer Bunker. Er hatte einen ausgedehnten Keller mit Kabinen und auch größeren Räumen, einen überdeckten Eingang und Parterre zwei breite Gänge mit Kabinen an einer Seite, einen ersten Stock mit vielen Kabinen und einem großen freien Raum in der Mitte und darüber ebenso einen zweiten Stock. Der zweite Stock durfte jedoch nicht ganz belegt werden, weil da an einer Ecke durch Bombeneinschläge Defekte aufgetreten waren. In allen Stockwerken und im Parterre befanden sich Toiletten.

⁹⁾ Vgl. u. a. ZAGV 66/67 (1955), 214, 234, 241, 253; ZAGV 73 (1962) 65 ff., 81, 146.

¹⁰⁾ Vgl. u. a. ZAGV 73 (1962), 65 ff.

¹¹⁾ Gen. Lt. Graf Schwerin wurde seiner Stellung als Kommandeur der 116. Panzer-Division in Aachen enthoben und erhielt später eine Verwarnung.

¹²⁾ Facharzt für innere Krankheiten Dr. med. et phil. Gust. Keysselitz.

¹³⁾ Facharzt für Hals-, Nasen- und Ohrenleiden Dr. Carl Schetter.

¹⁴⁾ Oberfeldführer Dr. Eugen Drouven, leitender Arzt des Roten Kreuzes in Aachen.

Wir mußten nun zuerst einmal alle Schlafräume herrichten. Es gab kein Licht, kein Wasser, keine Ventilation, keinen Sauerstoff! Kein Wasser zu haben ist schlimmer als kein Licht zu haben, weil man letzteres, wenn auch spärlich — wie bei uns — doch noch in etwa ersetzen kann. Wir hatten etwas Karbid, aber meist kleine Stearinkerzen, die wir auf die Bettstellen klebten oder in den Kabinen auf Teller usw. stellten.

In den Kabinen im ersten Stock waren meist drei Betten übereinander. Eine größere Kabine richteten wir uns als Aufenthaltsraum und zum Essen ein sowie zum Aufbewahren unserer Sachen, die wir auf die oberen Betten legten. Als Sitzgelegenheiten dienten uns die unteren Betten und anderes. Es war natürlich alles sehr eng und primitiv. Aber wir hatten schnell für Ordnung und Sauberkeit gesorgt. Leider konnten wir aber das Ungeziefer, Wanzen und Flöhe, nicht beseitigen. Es hat einige sehr gequält, und alle hatten mehr oder weniger darunter zu leiden. Unsere braunen Habite und Mäntel und alles, was wir nicht notwendig brauchten, verpackten wir in die Schließkörbe aus der Pontstraße. Wir hatten unsere grauen Waschkleider an. Freilich, mit dem Waschen hatte es seine Schwierigkeiten, denn das Wasser benötigten wir bei den Kranken und besonders für die Toiletten. Wasser fingen wir auf, wenn es regnete, und dann hatten wir einen Bach ausfindig gemacht, der in der Nähe des Bunkers ein kleines Stück aus der Erde hervorkam — Pomerellenbach! oder so ähnlich¹⁵⁾. Dort holten wir mit Hilfe der Sanis, manchmal unter Beschuß, Wasser. Mit Wasser mußten wir daher sparsam umgehen! Manches Mal schafften später die Sanis Wasser herbei.

Der Bunker war jahrelang von der Bevölkerung benutzt worden, und es lagen besonders in einem etwas ausgebauten Raum parterre viele Gegenstände umher, Kleider, Porzellan, Geschirr usw., von denen niemand wußte, wem sie gehörten. Das Sanitätspersonal und die Ärzte wohnten parterre.

Im zweiten Stock richteten wir einen Eckraum, der nicht mit Kranken belegt werden durfte, als Kapelle! ein. Herr Kaplan Kirschgens war ja auch bei uns. Mit Hilfe aufeinander gestellter Bänke richteten wir einen Altartisch auf, der mit Bettüchern abgedeckt wurde. Wir selbst knieten auch auf den langen Bänken, da man wegen des Ungeziefers nicht auf dem Boden knien konnte. In einem Ciborium wurde das Allerheiligste tagsüber und nachts auf dem obersten Bett in einer Kabine aufbewahrt.

Zunächst hatten wir nicht viele Kranke und Verwundete, die meist nur nachts geholt werden konnten und oft auf Leitern gebracht wurden, weil keine Sanitätswagen mehr da waren.

Von den Schwestern, die ab und zu vom Krankenhaus kamen, hörten wir schon, daß es dort immer gefährlicher wurde wegen des Beschusses. Die Amerikaner waren ja schon von dieser Seite her weit vorgedrungen.

¹⁵⁾ Ponellbach.

Am 21. September kam dann die ganze Lazaretteinheit: Ärzte, Sanis, Kranke und die Schwestern mit allem vom Krankenhaus zum Südbunker. Dr. Möhlmann¹⁶⁾, Stabsarzt, sollte den Bunker übernehmen, bis die Amerikaner einrückten. Da kam aber am gleichen Tag noch der Befehl, daß die ganze Sanitätseinheit sofort abziehen mußte. Das war für uns eine bittere Sache! Somit blieben nur wir Schwestern als Wehrmachtsangehörige mit den Ärzten Prof. Sulger und Dr. Drouven zurück. Aus dem Krankenhaus war auch Dr. Pauwels¹⁷⁾, der nicht Soldat war, mitgekommen. Er hatte amerikanische Offiziere behandelt. Auch Zivilisten kamen mit in den Bunker sowie zwei freie Schwestern (frühere Ordensschwwestern von uns).

In der ganzen Zeit suchten immer wieder SS- und SA-Leute im Bunker nach Zivilisten, um sie zu evakuieren. Wir wußten nicht, wie das weitergehen sollte. An alle Schwestern wurden hohe Anforderungen gestellt.

Da kam am 1. Oktober eine Sanitätseinheit und nahm vom Bunker Besitz. Wir hörten, daß die Division Windhund¹⁸⁾ abgelöst sei und Volksturmsoldaten aus der Ostfront in Aachen seien. Diese Sanitätseinheit kam direkt von der Ostfront und hatte die Feldpostnummer 0 8643¹⁹⁾, die dann auch für uns galt. Es waren gut ausgebildete Sanitätssoldaten mit Dr. Metz aus Krefeld als Unterarzt und Feldweibel Metzger, durchweg Süddeutsche, meist evangelisch.

Wir hatten bereits im Keller des Bunkers einen provisorischen Operationssaal eingerichtet, in dem Prof. Sulger mit Assistenz von Sr. Rade Gundis operierte. Alles primitiv, armselig, auch ohne Licht, nur mit Karbid oder Kerzen.

Die neue Einheit begann nun sofort, den Bunker mit unserer Hilfe neu einzurichten. Zuerst hatten sie kein großes Vertrauen zu uns. Als sie aber merkten, daß wir doch etwas konnten und zudem eine mehrjährige Lazaretterfahrung hatten, wurden sie aufgeschlossener. Ein von ihnen mitgebrachter Generator erzeugte Licht für den Op. und die Kabinen, die sie selbst bewohnten. In dem großen Mittelraum des ersten Stockes stellten wir miteinander soviel Betten auf wie eben möglich. Für leichtere und innere Kranke wurden im zweiten Stock mehrere Betten aufgestellt. Hier war besonders Sr. Stanislaus sehr beliebt. Auch nahmen sie sofort mit den in und bei Aachen befindlichen Truppen Verbindung auf.

Am 3. Oktober mußten alle Zivilisten aus dem Bunker fort bis auf solche, die wir zum Arbeiten brauchten, z. B. Putzen und Ähnlichem, sowie einige wenige andere. Diese wurden im Keller untergebracht und versorgt.

¹⁶⁾ Chefarzt der Röntgenklinik, Medizinalrat Dr. Theod. Möhlmann.

¹⁷⁾ Chefarzt der Orthop. Klinik Prof. Dr. Fr. Pauwels.

¹⁸⁾ So benannt nach dem Divisionsabzeichen = 116. Panzer-Division. Sie wurde durch die 246. Volksgrenadierdivision unter Oberst Wilck abgelöst. Am 29. September hatte diese die befohlenen Abschnitte übernommen.

¹⁹⁾ Nach einer freundlichen Auskunft des Bundesarchivs, Zentralnachweisstelle Kornelimünster, handelt es sich um die Sanitätskompanie 246 (246. Volksgrenadierdivision).

Feldweibel Metzger sagte zu Sr. Maria: „Davon brauchen wir nichts zu wissen.“ Und zu den SS-Leuten, die immer noch hinter Zivilisten her waren, sagte er: „Hier hat die Wehrmacht zu sagen.“ Von Dr. Moll²⁰⁾, der ab und zu in den Bunker kam, erfuhren wir, daß der Bischof dageblieben war. Auch Studienrat Palmen²¹⁾, früher Beichtvater bei uns im Krankenhaus, der uns schon im Saarbunker, in dessen Nähe er wohnte, betreut hatte, kam regelmäßig auch den weiten Weg zum Südbunker zu uns, bis er mit den Franziskanerinnen aus Aachen fort mußte. Man sagte uns, alle Klöster in Aachen seien geräumt, aber das stimmte doch nicht ganz.

Durch die Aufnahme der Verbindungen mit den deutschen Truppen hatten wir bald Verwundete und Kranke, die meist nachts gebracht wurden, auf Leitern transportiert, weil es sonst nichts anderes gab. Fast jede Nacht kamen die Transporte auch manchmal mit bereits Toten. In den ersten Tagen sagten die Sanitätssoldaten, daß sie selbst die Nachtwache halten wollten. Als sie aber merkten, daß unsere Schwestern durchweg auch eine gute Ausbildung und langjährige Erfahrung hatten — die Sanis waren sehr gut ausgebildet —, überließen sie uns auch die Nachtwachen, und es gab eine sehr gute Zusammenarbeit.

In der Pflege der Kranken, besonders der Verwundeten, die zum Teil ja recht schwer verwundet waren, war es besonders bitter, daß einmal im Bunker der Sauerstoff fehlte und daß es auch nicht möglich war, aufgebrauchte Medikamente wiederzuerhalten. Die Sanis hatten wohl noch Infusionsflüssigkeiten und auch die nötigen Geräte zum Einführen, aber das war auch fast alles. Manches andere, was zur Heilung unbedingt notwendig gewesen wäre, fehlte.

Solange die Ausfuhrstraßen — Jülicher und Krefelder Straße noch offen waren, wurden Verwundete und Kranke, wenn es ihr Zustand erlaubte, noch aus dem Kampfgebiet weggebracht. Aber das hörte bald auf, als diese Straßen unter dauerndem Beschuß lagen. Zudem nahmen die Amerikaner auch nicht mehr viel Rücksicht auf die Sanitätswagen, da, wie man hörte, dieselben leider von unseren Truppen auch zum Fahren von Munition gebraucht worden seien. So starb denn bei uns eine ganze Reihe der Verwundeten. Sie wurden in Säcke eingenäht und gleich in einem Garten hinter dem Bunker begraben. Es war dies für uns alle eine sehr schmerzliche Sache. Es war gut, daß Herr Kaplan Kirschgens noch da war, der den Sterbenden und auch den anderen beistehen konnte.

Am 4. Oktober feierten wir noch das Fest des hl. Franziskus, und Kaplan Kirschgens hielt uns eine Andacht mit Ansprache. Am gleichen Tage erhielten wir vom Polizeipräsidenten von Aachen unsere Aufenthaltsberechtigung, unterzeichnet von Polizeimajor Zimmermann²²⁾. Wir hatten

²⁰⁾ Facharzt für innere Krankheiten Dr. Karl Moll, ab 1. November 1944 komm. Kreis- und Stadtarzt (bis 31. März 1945).

²¹⁾ Stud.Rat von St. Leonhard, Joseph Palmen, Ludwigsallee.

²²⁾ Vgl. den Bericht über die Evakuierung Aachens in ZAGV 73 (1962), 145 ff.

versucht, auch für Herrn Kaplan Kirschgens eine Aufenthaltsgenehmigung zu erlangen und hatten ihn deshalb als Hilfssanitäter angegeben. Leider wurde dies nicht genehmigt, und am 6. Oktober mußte er fort. Nach der an diesem Tage letzten hl. Messe nahm er Abschied von uns und allen im Lazarett. Es war eine sehr schmerzliche Sache, besonders auch wegen der Kranken und Verwundeten. Wir hatten ja vom Bunker aus noch kaum Verbindung nach draußen und konnten auch keinen Ersatz für Kaplan Kirschgens bekommen. Solange wir noch nicht viele Kranke hatten, hatten wir noch jeden Mittag den Rosenkranz gebetet und dann die Vesper und Metten.

Gelegentlich hörten wir, daß die Amerikaner immer näher an Aachen kämen und bereits in einige Stadtteile eingebrochen seien. Wir fuhrten — Dr. Drouven und eine Schwester — noch einmal zum Saarbunker, um vielleicht noch etwas dort zu finden, Wäsche besonders. Es war aber nicht mehr viel da. Am 10. Oktober war die Rede davon, daß der Saarbunker wieder als Lazarett eröffnet werden sollte. Herr Dr. Drouven fuhr hin, wir hörten aber nichts mehr davon. Am gleichen 10. Oktober warf ein amerikanisches Flugzeug über uns Flugblätter ab. Wir wußten erst nicht recht, was das war, haben dann aber zwei auffangen können und sahen, daß es ein Ultimatum und dann ein Passierschein für Soldaten war, die sich ergeben würden. Das Ultimatum forderte die Übergabe von Aachen oder völlige Zerstörung. Das Ultimatum lief am 11. Oktober um 12 Uhr ab²³⁾.

Als wir die Soldaten im Bunker fragten, woran wir merken könnten, ob Aachen übergeben worden sei oder nicht, sagten sie, daß wir das am 11. schon sofort nach 12 Uhr merken würden.

An dem Bunker waren große weiße Tücher mit aufgenähten roten Kreuzen angebracht. Ebensolche Tücher aus Bettüchern zusammengenäht und mit aus rotem Inlett, welches die Sanis bei sich hatten, von uns genähten breiten, in Kreuzform zusammengenähten Streifen versehen, wurden von den Sanis auf die Straße vor und neben den Bunker gelegt und befestigt.

Ob es etwas nützen würde, das war für uns eine bange Frage. Im Bunker waren Schwerverwundete und Kranke. Der Morgen des 11. Oktober verging in teils angstvoller Erwartung, was wohl kommen würde. Um 12 Uhr war das Ultimatum abgelaufen. Kurz danach schwerer Beschuß durch Artillerie und Bombenabwürfe. Dies hielt den ganzen Nachmittag an. Von den ersten Bomben wurde ein Haus schräg gegenüber dem Bunker schwer getroffen. Dieses leere Haus war kurz vorher von einem deutschen Sprengkommando besetzt gewesen.

Wir erlebten angstvolle Stunden, besonders wegen der vielen Verwundeten und Kranken neben den vielen Zivilpersonen und allen Wehrmachtsangehörigen. Es würde ja für uns alle, wenn der Bunker getroffen

²³⁾ Über das Ultimatum vgl. den Bericht von Oberst Wilck in ZAGV 73 (1962), 107 f.

würde, keine Rettung geben, denn wir konnten doch die Kranken und Verwundeten nicht im Stich lassen.

12. Oktober. Heute ist es etwas ruhiger.

13. Oktober. Wieder schwerer Beschuß und Bomben neben dem Bunker. Wir können es kaum noch wagen, in und vor den Bunkereingang zu gehen und müssen auch unsere Küche in den Bunker verlegen. Bisher hatten wir von Anfang an in der neben dem Bunker gelegenen gewerblichen? Schule²⁴⁾, die nur durch einen breiten Weg vom Bunker getrennt war, gekocht. Wegen des Beschusses war es jetzt zu gefährlich, über diesen Weg zu gehen. Sr. Edelburga, die auf dem Soldatenfriedhof hinter dem Bunker etwas zu tun hatte, hätte es beinahe erwischt.

14. Oktober (Samstag). Es ist wieder etwas ruhiger. Es erscheint ein Sanitätssoldat Beyer²⁵⁾ im Bunker, der sich als Priester ausgibt. Er hat in einem kleinen, nicht gerade sehr sauberen Beutel kleine Brotstückchen, die er als Hostien gebraucht hat. Er ist noch nicht lange geweiht und war, bevor er eingezogen war, Hausgeistlicher in einem Kloster in Erkelenz. Wir sind darüber besonders auch für unsere Verwundeten sehr erfreut. Er liest uns auch gleich — es ist gegen 13 Uhr — die hl. Messe. Vorher beichten wir, denn wir sind dem Tod ja sehr nahe. Er hofft, daß die Amerikaner ihn, weil er Priester sei, sofort entlassen werden.

15. Oktober. Mittags schwerer Beschuß und Bomben. Nachts kommen sehr viele Verwundete. Ab 15. Oktober kann kein Transport mehr aus dem Kampfgebiet heraus.

16. Oktober. Tagsüber etwas ruhiger. Nachts sehr viele Verwundete bekommen.

17. Oktober. Nachmittags Sprengung der Eisenbahnbrücke Südstraße durch deutsche Soldaten. Die Sprengung gelang nicht recht. Nachts weniger Verwundete bekommen.

18. Oktober. Nachts 3.40 Uhr: schwerer Artilleriebeschuß. Tagsüber sehr unruhig. Deutsche schießen aus Häusern. Amerikaner sollen in der Reumontstraße liegen. Nachts keine Verwundeten.

Wehrmachtsbericht: Der Ring um Aachen ist geschlossen. Im Keller des Bunkers sind 87 Zivilisten ohne die Kinder.

19. Oktober gegen 10 Uhr vormittags sieht man vom Bunker aus in Richtung Boxgraben auf einem Trümmerhaufen an der rechten Straßenecke Südstraße/Boxgraben Soldaten eifrig winken. Bei schärferem Zusehen erkennt man, daß es Amerikaner sind. Die Sanis sind erst der Meinung, daß sie Verwundete zum Abholen haben und gehen mit zwei Tragbahren hin. Sie kommen mit den leeren Tragbahren und den Amerikanern zurück und rufen schon von weitem: „Dolmetscher!“ Am Bunker angekommen,

²⁴⁾ Den damaligen Ausbildungswerkstätten, vorher der Handwerker- und Kunstgewerbeschule, der heutigen Werkkunstschule (Südstraße 38—42).

²⁵⁾ Über ihn ließen sich weder in den Personalschematismen des Bistums noch im Diözesanarchiv nähere Angaben ermitteln.

bleibt der erste Amerikaner mit vorgehaltenem Bajonett am Eingang stehen, bis die anderen nachkommen. Dann gehen sie mit dem Assistenzarzt Dr. Metz, dem Feldwebel Metzger und dem Dolmetscher (Herrn Glan?) durch den Bunker, fragen nach Waffen und Munition. Diese werden aus der Schule, wo sie aufbewahrt wurden, geholt und von den Amerikanern mitgenommen. Sie gehen durch den Keller, den Verwundeten-Saal. Ein Offizier erklärt, daß die Zivilisten, wenn es ruhig geworden sei, nach Hause gehen oder evtl. nach rückwärts gebracht werden könnten. Die Schwestern könnten bleiben. Das Sanitätspersonal gilt ab sofort als kriegsgefangen und wird evtl. ausgetauscht. Im Laufe des Nachmittags kommen noch einige Abgeordnete der Amis und besichtigen den Bunker, fragen nach Verbandmaterial und Medikamenten. Seit heute vormittag stehen drei Mann Posten vor dem Bunkereingang und lösen sich alle Stunde ab. — Deutsche Artillerie beschießt heftig die Stadt.

20. Oktober. Nach 7 Uhr morgens furchtbares MG-Feuer von deutschen Soldaten, die in den zerschossenen Häusern sitzen, in Richtung Boxgraben. Die Amerikaner erwidern das Feuer, kurz darauf ist es still.

Wie manches Mal haben wir in den letzten Wochen gedacht, ob die Bunkerwände wohl standhalten, wenn — besonders nachts — das Trommelfeuer gegen dieselben prallte. Wenn wir ab und zu hörten, daß die Amerikaner schon in verschiedenen Stadtteilen seien, zuletzt im Reichsbahnbunker ganz in unserer Nähe. Einmal kam ein ganz junger Soldat zu uns und bat um Essen. Er mußte als Beobachter ganz oben auf dem Turm der Jakobskirche stehen. Ein gutes Ziel für den Ami. War das nicht ein grausamer Befehl! Angeblich hatten auch Jugendliche mit Panzerfäusten versucht, gegen die Amerikaner anzugehen. Schade um jeden Tropfen Blut, der in diesen Tagen noch in Aachen vergossen wurde. Die Amerikaner hatten auf der Strecke Maria-Theresia-Allee zum Wald hin Lautsprecher aufgestellt, die wir bis zur Südstraße hören, aber leider nicht verstehen konnten.

Am 21. Oktober 1944 war Aachen von den Amerikanern eingenommen. Die erste deutsche Großstadt, aus tausend Wunden blutend, zerstört und verlassen. Gegen 3 Uhr nachmittags hörten wir sagen: „Aachen hat sich durch General Wilk ergeben²⁶⁾.“

Am 21. Oktober morgens werden alle Verwundeten und Kranken abtransportiert. Mit schwerem Herzen sehen wir sie fortgehen. Es sind so manche darunter, die kaum einen Transport aushalten können, einige fast sterbend. Wie gern hätten wir sie weiter gepflegt. Das sind die Härten des Krieges, der selbst da kein menschliches Erbarmen kennt. Auch unser Sanitätspersonal war über den Abtransport bekümmert. Noch war es ungewiß, was mit der Sanitätseinheit und mit den Schwestern und den übr-

²⁶⁾ Oberst Wilk kapitulierte mit den Resten seiner in Aachen eingeschlossenen Truppen um die Mittagstunde im Bunker Rütcher Straße.

gen Zivilpersonen geschehen werde. Da kam gegen Mittag der amerikanische Captain Trefux^{26a)} und erklärte, daß der Bunker vollständig geräumt werden müsse. So wird die Sanitätsmannschaft als Gefangene in einem großen deutschen offenen Sanitätswagen weggefahren. Vorher werden sie in Reih und Glied aufgestellt und photographiert. Der amerikanische Hauptmann sagt: „Ihr seid unsere Gefangenen, aber auch unsere Kameraden!“ (Er sprach fließend deutsch. Wir meinten schon, er sei ein Deutscher.) Es war auch für uns ein eigenartiges Gefühl, als wir sie abfahren sahen, sie winkten, solange sie uns sahen. Drei Wochen lang hatten wir mit ihnen zusammen in treuer Kameradschaft für unsere Verwundeten gearbeitet. Es waren schwere Tage gewesen voll der Sorge und Angst. Beim Abschied sagte der Feldwebel Metzger zu Sr. Maria: „Diese drei Wochen, die wir mit Ihren Schwestern arbeiten durften, gehören zu den schönsten, die ich im ganzen Krieg erlebt habe.“ Nun gingen sie in eine ungewisse Zukunft. Wir konnten verstehen, daß es für Männer, die jahrelang unter den schwierigsten Verhältnissen als Sanitäter den Verwundeten gedient hatten, sehr hart war, nun in Gefangenschaft zu kommen. Später erfuhren wir, daß sie nach Cherbourg in Frankreich gekommen seien.

Als der Wagen abgefahren war, erging der Befehl, daß wir Schwestern und alles zivile Personal nach Brand gehen sollen. Dorthin, hörten wir später, brachten die Amerikaner alle in Aachen zurückgebliebenen Zivilisten in die Kaserne. Da wir unser ganzes, geringes Hab und Gut bei uns hatten und doch nicht alles mit nach Brand nehmen konnten, bat Sr. Maria den Captain Trefux inständig, er möge uns doch im Bunker lassen, damit wir von da aus zu unserem Mutterhaus im Preusweg gehen könnten. Aber er gab nicht nach. Er sagte: „Zum Preusweg können Sie jetzt noch nicht gehen. Gehen Sie nur mit nach Brand. Dort können Sie viel Gutes tun. Es sind viele Leute dort, und zu essen haben Sie auch genug. Ihre Sachen können Sie hier lassen. Die amerikanischen Soldaten nehmen Ihnen nichts fort.“ Noch oft habe ich später gedacht, ob er dieses großzügige Wort nicht doch manchmal hat revidieren müssen. Doch damals dachten wir nicht daran. Wir hatten große Sorge. Nicht allein wegen uns, sondern auch wegen der übrigen Leute.

Als alle Vorstellungen und Bitten nichts halfen, trafen wir bedrückten Herzens unsere Vorbereitungen. Wir packten das Notwendige in kleine Pakete. Die übrigen Sachen packten wir auch ein und stellten alles zusammen in einen Raum. Auch die Leute gaben ihre Sachen dazu. An die Tür, die wir verschlossen, hingen wir ein Schild mit der Aufschrift, daß die in dem Raum befindlichen Sachen Eigentum der Schwestern der hl. Elisabeth, Mutterhaus Preusweg, seien. Wir sollten in einem Wagen abgeholt werden. Den ganzen Nachmittag saßen wir unten in der Einfahrt und warteten.

^{26a)} Nach einer frdl. Mitt. des späteren komm. Kreis- und Stadtarztes Dr. Moll an den Hrsg. ist der Name von Sr. Maria orthogr. richtig wiedergegeben.

Gegen 6 Uhr kommt Captain Trefux und sagt, es sei zu spät, wir würden erst am nächsten Tag gehen.

Kurz zuvor kommt Pater Faust SJ²⁷⁾ und will uns am nächsten Tag (Sonntag) im Bunker eine hl. Messe lesen. Wir sind darüber sehr erfreut. Hochw. Herr Pater Faust ist schon länger, wie wir erfahren, an St. Jakob als Kaplan angestellt. Er ist außerordentlich rührig und in der ganzen Zeit mit Herrn Kaplan Adams von St. Jakob und einer Zahl Getreuen in St. Jakob geblieben²⁸⁾. Woher er wußte, daß die Amerikaner den Bunker eingenommen hatten und daß unser Sanitätskaplan fort war — dieser wurde von den Amis nicht, wie er wünschte, freigelassen, sondern mußte mit in Gefangenschaft — wissen wir nicht. Wir fragten aber gar nicht danach, sondern sind froh, daß wir eine hl. Messe haben können. Dieselbe wird für 9.30 Uhr festgesetzt. Pater Faust war bereits mit Captain Trefux bekannt. Aus ihrer Unterredung hörten Sr. Maria und eine andere Schwester, daß die Franziskanerinnen im Sanatorium seien. Sie fragte daraufhin den Captain, ob wir nicht statt nach Brand zu den Franziskanerinnen gehen dürften. Er fragt, ob das dieselben Schwestern seien wie wir. Sr. Maria sagte: „Das gerade nicht, aber Schwestern nehmen sich gegenseitig immer auf.“ Aber Captain Trefux will nichts davon wissen. Er besteht darauf, wir sollen nach Brand gehen.

Nach seinem Weggang gehen wir wieder alle in den Bunker, bereiten für uns und die Leute schnell etwas zu essen. Wir überlegen nun, ob wir nicht am nächsten Morgen auf eigene Faust zum Sanatorium gehen sollen, um die Oberin zu bitten, uns aufzunehmen. Alle stimmen dem zu, und am nächsten Morgen machen sich gegen 8 Uhr Sr. Maria und Sr. Kuniberta auf den Weg zum Sanatorium, welches an der Emmichstraße²⁹⁾, nicht weit von unserem Mutterhaus Preusweg, liegt. Wir lassen sie jetzt selbst sprechen:

„Wir nehmen vorsorglicherweise ein Körbchen mit Lebensmitteln mit und hoffen doch, bis 1/2 10 zur hl. Messe zurück zu sein. Da wir an der Südstraße die Unterführung wegen der gesprengten Bahnbrücke nicht passieren konnten, wollten wir unser Glück an der Mariabrunnstraße versuchen. Doch auch hier war die Bahnbrücke total gesprengt, und ein hoher Trümmerhaufen versperrte den Weg. Das nächste Ziel war die Überführungsbrücke an der Schanz. Auch diese war gesprengt, und nur ein tiefer Abgrund gähnte uns entgegen. Da alle Straßen mit Trümmern, Glas und Scherben von Dachziegeln bedeckt waren, war das Gehen sehr mühsam. An der Schanz sanken wir fast bis an die Knöchel in Schlamm. Es blieb nichts übrig, als zurück an die Mariabrunnstraße zu gehen und über den Trümmerhaufen zu klettern. Dies taten wir denn auch und kamen auch ohne weitere Hindernisse im Sanatorium an. Man war dort sehr erstaunt,

²⁷⁾ Kaplan Ludwig Faust SJ, an Pfarre St. Jakob, Aachen.

²⁸⁾ Kaplan Jos. Adams, an Pfarre St. Jakob, Aachen.

²⁹⁾ Später wieder umbenannt in Lütticher Straße.

uns zu sehen, aber die Schwestern wußten, daß wir im Bunker waren. Wir brachten unser Anliegen vor, doch die Oberin schien zuerst nicht sehr geneigt zu sein, es zu erhören. Gewiß, wir sahen nicht sehr vertrauens-erweckend aus. In der schwachen künstlichen Beleuchtung des Bunkers war uns unser etwas vernachlässigtes Äußeres kaum aufgefallen. Wir hatten auch kaum Zeit gehabt, an uns zu denken. Wir errieten die Bedenken der Schwester Oberin. Wir waren zu sechzehn und hatten noch zwei freie Schwestern bei uns, die auch kein Obdach hatten. Und keiner wußte, wie lange wir bleiben würden. Es gab keine Lebensmittel zu kaufen. Da wir im Bunker noch genügend Lebensmittel hatten, konnten wir diese Sorge der Oberin zerstreuen. Auch in betreff der Unterbringung machten wir keine Ansprüche. Im Sanatorium waren ja alle Fensterscheiben kaputt, das Dach zum Teil defekt, und in ein Zimmer ein Granat-treffer gekommen. Während wir noch verhandelten, erschien zu unserem Schrecken Captain Trefux zusammen mit einem amerikanischen evangelischen Feldgeistlichen.

Captain Trefux wollte immer noch nicht erlauben, daß wir zum Sanatorium kamen, obwohl die Oberin ihm sagte, daß sie uns gern aufnehmen wolle. Erst als Herr Kaplan (Rudolf) Daufenbach von Hl. Geist, der auch erschien und uns sehr herzlich begrüßte, ihm sagte, daß wir Klausur hätten und deshalb nicht gut in Brand unter all den Leuten wohnen könnten, gab er seine Zustimmung. Er sagte, daß er am Nachmittag zum Bunker kommen würde, um alles zu regeln. Wir sagten ihm auch noch, daß unser Mutterhaus im Preusweg durch die Gestapo enteignet worden sei. Mit einer großen Handbewegung sagte er: „Alles, was die Nazis Ihnen abgenommen haben, bekommen Sie wieder.“ Wir dankten ihm, dann gaben wir der Oberin die mitgebrachten Lebensmittel und vereinbarten mit ihr, daß wir am Nachmittag kommen würden. Alsdann kehrten wir frohen Mutes zum Bunker zurück. Leider war die hl. Messe bereits aus, als wir heimkamen. Es war jedoch einige Wochen vorher die Sonntagsverpflichtung der hl. Messe aufgehoben worden, wenn besondere Umstände vorlagen. Es war uns wohl schmerzlich, aber es handelte sich doch um das Unterkommen der Schwestern, und wir hatten sicher geglaubt, rechtzeitig zurück zu sein.“

Nach dem Mittagessen kommt Captain Trefux und sagt, daß alle Zivilisten nach Brand gehen sollten, einen weiten Weg, der durch all die Trümmer erschwert war. Es könnten aber keine Wagen zur Verfügung gestellt werden. Alle mußten zu Fuß gehen. Als Sr. Ermelinde ihn bat, doch eine Frau mit drei kleinen Kindern fahren zu lassen, erwiderte er: „Wenn wir Sie so behandeln würden, wie die Deutschen die Polen behandelt haben, müßten wir ganz anders mit Ihnen verfahren!“ Zu Sr. Maria sagte er dann, daß wir Schwestern zum Sanatorium gehen könnten, wir dürften aber den Bunker am nächsten Tag nicht mehr betreten. Abends um 6 Uhr müßten wir von der Straße sein. Wir sind sehr erfreut darüber und bedanken uns. Mit uns können auch Sr. Monika und Sr. Tilla Janssen, eine

freie Schwester, die uns noch sehr viel geholfen hat, besonders weil sie sehr gut englisch sprach.

Wir mußten es vorläufig geheimhalten, denn die anderen Zivilleute wären sonst auch nicht nach Brand gegangen, sondern wären uns gefolgt, wie sie sich ja immer an uns hängten. Aber so leid es uns tat, zum Sanatorium konnten wir sie nicht mitnehmen. Wir teilten nun unter die Leute Lebensmittel aus und halfen ihnen einpacken. Bis 3 Uhr sollten alle fort sein. Es gab manche Träne. Zum Glück war schönes und noch mildes Wetter.

Als nun alle weg waren, fingen auch wir an, einzupacken. Wir hatten einen kleinen Leiterwagen und eine Drückkarre geschenkt bekommen. Mit diesen und mit Tragbaren ging der Transport los. Es war ein sehr mühevolleres Unternehmen, aber es mußte geschafft werden.

Zunächst gilt es, die ganze Sache zu organisieren. Es wurde ausgemacht, daß zwei Schwestern gleich im Sanatorium bleiben sollten, um alles in Empfang zu nehmen und zu ordnen. Zwei blieben im Bunker, um alles aufzuladen. Die anderen fuhren und trugen. Die Schwierigkeit bestand darin, daß man nicht über den gesprengten Trümmerberg an der Maria-brunnstraße fahren konnte. Es war aber der einzige Weg, den wir benutzen konnten. Also mußten die Wägelchen leer hinübergezogen oder wie die Tragbahnen getragen werden und alles andere ebenfalls, um dann wieder eingeladen zu werden. Als es gegen 6 Uhr war, hatten wir erst einen kleinen Teil unserer Habe befördert. Wir mußten ja auch Lebensmittel mitnehmen, und das war wohl die schwerste Arbeit. Alle Lebensmittel lagerten im Bunker unten in den Kellerräumen. Zudem waren die meisten, wie Erbsen, Bohnen, Zucker, Grieß usw., also alle Nährmittel, in Zentnersäcken, von denen manche noch zu waren, oder in anderen größeren Packungen. Diese konnten wir unmöglich die Treppe hinauf befördern. Unsere Küchenschwester, Sr. Fabiana, machte sich mit anderen daran, alles in Kissenbezüge umzupacken, die man dann leichter transportieren konnte. Flüssige Dinge mußten in kleinere Gefäße umgefüllt werden usw. Bei diesem Umpacken machten wir eine interessante Entdeckung. Unter den geschlossenen Säcken befand sich einer, dessen Inhalt wir bei Bestandsaufnahmen immer als Bohnen oder Erbsen — nach dem äußeren Befühlen — gehalten hatten. Nun machten wir die erfreuliche Entdeckung, daß dieser Sack nicht Erbsen oder Bohnen enthielt, sondern ‚Kaffeebohnen‘, richtige, große, wunderschöne, ungebrannte Kaffeebohnen! Das war eine Überraschung, über die wir nicht betrübt waren. Wir haben noch manche damit froh gemacht, besonders unsere guten Helfer und Helferinnen, und sind sehr, sehr sparsam — nur sonntags gab's Kaffee — damit umgegangen (Er hätte uns auch werktags bei unserer schweren Arbeit gut getan, aber wir dachten immer an unsere Schwestern, damit wir, wenn sie einmal wieder ins Mutterhaus zurückkehren würden, auch noch etwas davon haben sollten).

Während wir noch überlegten, wie wir es wohl erreichen könnten, daß wir am nächsten Tag noch zum Bunker gehen dürften, kommt ein amerikanischer Sanitätsoffizier mit einer amerikanischen Krankenschwester (Nurse), die wir erst für einen jungen Leutnant hielten, in dunkelbrauner Militäruniform mit Stahlhelm. Sie ist aber sehr freundlich, ebenso wie der Sanitätsoffizier, der uns fragt, ob wir Tetanusserum hätten. Wir gaben ihm, was noch im Bunker war. Wir haben den Mut und fragen, ob wir nicht noch am nächsten Tag zum Bunker gehen dürften, um unsere restlichen Sachen zu holen. Er erlaubt es uns sofort. Die Soldaten hatten alle Bücher und Papiere vernichtet. Nur die Schreibmaschine stand noch da. Die wir dann mitgenommen haben und sehr gut gebrauchen konnten.

Sanatorium Lütticher Straße 110, seit 22. Oktober 1944

Im Sanatorium hatte man für uns alles den Verhältnissen entsprechend aufs beste vorbereitet. Wir waren den Schwestern recht dankbar dafür. Wir waren ja gar nicht mehr gewöhnt, in einem richtigen Bett zu schlafen. Vor allem sind wir froh, wieder frische Luft zu haben. Der Aufenthalt im Bunker — ca. acht Wochen — ohne Ventilation und Sauerstoff war uns gar nicht gut bekommen. Daß in den Räumen, in denen wir schliefen, in den Fenstern die Scheiben fehlten, störte uns nicht. Wir zogen die Vorhänge vor; es war ja noch warm.

An diesem Sonntagabend, 22. Oktober, flogen wieder viele amerikanische Flugzeuge über Aachen ins Reich. Da Aachen eingenommen war, flogen die Flugzeuge nicht sehr hoch. Wohin werden sie wohl wieder Tod und Verderben bringen?

Am ersten Morgen im Sanatorium zogen wir zur hl. Messe wieder unsere Ordensmäntel an und am folgenden Sonntag unsere braunen Habite. Wir kamen uns wirklich feierlich vor. Auch die Franziskanerinnen freuten sich darüber.

Am Morgen des 23. Oktober gehen wir wieder zum Bunker und fahren den ganzen Tag vom Bunker zum Sanatorium; ebenso am Dienstag, 24. Oktober, bis mittags. Dann sind wir aber auch am Ende unserer Kraft! Gegen 11 Uhr vormittags kommt Captain Trefux in den Bunker und sagt uns, daß wir jetzt zum Preusweg gehen könnten. Unsere Freude war übergroß, dachten wir doch, dort einziehen zu können. Das Sanatorium sollte nur ein Sprungbrett für uns sein. Aber wir sollten bitter enttäuscht werden. Doch vorerst wußten wir nichts davon.

Mutterhaus Preusweg 2, Ende Oktober 1944

Nach dem Mittagessen am 24. Oktober zogen wir sechzehn erwartungsvoll zum Preusweg. Als wir dort ankamen, sahen wir, daß die Straße mit schweren Baumstämmen versperrt war. Wir mußten drüber und drun-

ter durchklettern, um zum Tor des Mutterhauses zu gelangen. Ein befreiendes Aufatmen geht durch unsere Reihen, als wir sehen, daß das Haus noch steht. Es sieht zwar sehr mitgenommen aus, das Dach fehlt an der Vorderseite zur Hälfte und auch sonst an vielen Stellen. Fensterscheiben sind keine mehr drin. Unzählige Löcher sind im Mauerwerk, an einigen Stellen auch ganze Teile herausgerissen: Aber es steht noch. Das andere geht vorläufig noch nicht in seiner ganzen Schwere in unser Bewußtsein ein (Später genaue Aufzeichnungen über den Zustand des Hauses gemacht).

Alle Türen stehen offen. Mit einem eigenartigen Gefühl treten wir in das Haus ein, das einmal unser Mutterhaus war und nun nicht mehr die geringste Ähnlichkeit mit einem Kloster zeigte. Gleich in der Eingangshalle starrt uns von der rechten Wand, die einstmals das schöne Gemälde von der Auferweckung des Lazarus zierte, ein großes Hakenkreuz und ein SS-Zeichen an, zwischen denen der Spruch stand: „Unsere Ehre ist die Treue“!

Ein flüchtiger Gang durch das Haus hätte uns bald den Mut nehmen können. Alles innen war verschmutzt, Unrat in allen Räumen, schimmelige Reste von Mahlzeiten, halbgeleerte Wein- und Bierflaschen, Unordnung und Zerstörung überall. Wir hatten doch schon manches gesehen in den letzten vier Jahren, eine Unordnung, wie wir sie hier fanden, hatten wir noch nicht gesehen. Aber all dies konnte unseren Unternehmungsgeist nicht kleinkriegen! Galt es doch für uns und für unsere noch fernen Mitschwestern, ein Heim zu schaffen. Denn außer diesem Haus besaßen wir nichts mehr. An diesem Tag konnten wir nicht mehr viel unternehmen, denn um 5 Uhr abends war Straßensperre. So kehrten wir zum Sanatorium zurück. Wir hatten noch die mitgebrachten Sachen zu ordnen. Wir wollten ja den Schwestern möglichst wenig Arbeit machen.

Am nächsten Tag, 25. Oktober, gingen wir natürlich wieder zum Mutterhaus. Es galt nun, zunächst für uns ein Unterkommen zu schaffen, wollten wir doch möglichst bald einziehen. Aber der liebe Gott prüfte unsere Geduld doch recht lange. Es kamen nur die Parterre-Räume für uns in Frage, da es oben überall durchregnen konnte. Darum wählten wir uns die Räume des früheren Festsales, der durch die Polizei in drei Räume geteilt worden war. Es war darin auch gerade nicht so viel aufzuräumen. So fingen wir denn mutig an, Ordnung zu schaffen. Es liegen nämlich sehr verschmutzte Matratzen herum, die man verbrennen muß. Wir besichtigen auch an diesem Tag den Garten und den Berg, wo wir abgefallenes Obst fanden.

Gegen 3 Uhr nachmittags hörten wir eine heftige Detonation, die uns erst nicht erschreckte, da fast ständig geschossen wurde und wir daran gewöhnt waren. Gleich danach ertönt lautes Schreien. Wir eilen hinaus. Da kommt schon Sr. Fabiana gelaufen, im Gesicht und am Arm blutend. Dahinter kommt Sr. Ermelinde. Sie hält den linken Arm an sich gepreßt und sagt: „Ich bin auch getroffen.“

Keiner wußte, was eigentlich los war. Die beiden Schwestern wollten vor der seitlichen Haustüre zum Garten eine Matratze verbrennen. Als sie dieselbe angezündet hatten, kam die Detonation. Wir nahmen an, daß in der Matratze oder auf dem Wege eine Patrone gelegen habe, die sich entzündet habe. Im Garten lag ja noch viel Munition. Nun war guter Rat teuer. Wir waren allein und hatten kein Verbandzeug. Sr. Fabiana ging von Schwestern begleitet zum Sanatorium, die eine Tragbahre mitbringen sollten, denn Sr. Ermelinde hatte inzwischen starke Atemnot mit Beklemmungserscheinungen. Sie war sehr blaß.

Noch ehe vom Sanatorium Hilfe kommt, erscheint ein amerikanischer Posten. Nachdem wir ihm den Sachverhalt mitgeteilt haben, will er einen Arzt holen. Mittlerweile sind die Schwestern vom Sanatorium zurückgekommen und haben eine Tragbahre mitgebracht, auf die wir Sr. Ermelinde betten. Eine der Schwestern vom Sanatorium war mit Verbandzeug mitgekommen. Gleich darauf erscheint der amerikanische Posten mit einem Offizier, der sich als Arzt vorstellte. Er untersucht die Verletzte kurz und gibt ihr eine Spritze. Wir nehmen an, daß es Morphium war. Er hatte alles in sterilen Ampullen bei sich.

Der Schuß hatte den Oberarm gestreift und war durch die rechte Brusthälfte gegangen und im oberen linken Thorax sitzengeblieben. Der Arzt sagte, er werde noch einen anderen Arzt schicken; wir sollten solange da bleiben. Nach der Spritze war Sr. Ermelinde ruhiger geworden. Der Arzt konnte etwas deutsch, und so war die Verständigung leichter, insbesondere, da unser Englisch auch nicht vollkommen war. Dieser Arzt hielt es für besser, wenn beide Schwestern in ein Lazarett überführt würden. Er will einen Sanitätswagen schicken. Er erkundigt sich sofort, ob die Verletzung durch Beschuß verursacht worden sei. Da wir, wie vorher bereits bemerkt, angenommen hatten, daß es explodierte Munition gewesen sei, sagten wir ihm dies. Der Sanitätswagen war schnell zur Stelle. Sr. Maria erhielt die Erlaubnis, mitzufahren. Sie erzählte:

Lazarett in Eupen, Ende Oktober 1944

„Da ich damals noch wenig stadtkundig war, wußte ich zunächst nicht, wohin die Fahrt gehen möge. Wir fuhren über die Maria-Theresia-Allee, durch eine Bahnunterführung. Dann kannte ich keine Straßen mehr. Nach längerem Fahren hielten wir an einem Gebäude, das von Gärten umgeben war und nicht weit vom Wald entfernt war. Es war das Vinzenzkrüppelheim Siegel. Die Insassen waren fort, nur amerikanische Soldaten befanden sich dort. Die Schwestern wurden ausgeladen und in ein Zimmer zu ebener Erde gebracht. Dort wurden sie eingehend untersucht. Da Röntgenuntersuchung notwendig war, fuhren wir weiter nach Eupen. Dort werden wir erst in ein großes Zelt gebracht, in welches die Aufnahmen zuerst gebracht wurden. Personalien wurden aufgenommen. Niemand konnte

deutsch. Der Arzt konnte aber etwas französisch. Er rief eine Nurse (Krankenpflegerin) herbei und einen katholischen amerikanischen Feldgeistlichen. Obwohl er auch kein Wort deutsch konnte, war er überaus freundlich zu uns. Er fragte uns, ob wir eine hl. Messe gehabt hätten. Es war gegen 6 Uhr abends. Er hat auch die beiden Schwestern jeden Tag besucht, ihnen die hl. Kommunion gebracht und ihnen allerhand mitgebracht, solange sie dort im Lazarett waren.

Nach langem Warten brachte man uns dann ins Haus. Es war dasselbe Haus, in welchem unsere Schwestern drei Jahre lang im Lazarett gearbeitet hatten. Sr. Fabiana war auch hier gewesen und kannte es gut. Eine Beruhigung war es, daß noch einiges deutsches Dienstpersonal hier war.

Mit größter Behutsamkeit bringen die amerikanischen Sanitätssoldaten die beiden Schwestern, besonders Sr. Ermelinde ins Röntgenzimmer. Es werden mehrere Aufnahmen gemacht. Dann kommen wir in ein kleines Zimmer, in dem außer zwei Holzböcken zum Aufnehmen der Tragbahnen und einigen Stühlen sich nichts befand. Wir dachten, das kann doch kein Krankenzimmer sein! Unser Mut war schon sehr gesunken. Da kam eine Nurse (diese trugen alle Uniform, ähnlich unseren Nachrichtenhelferinnen, jedoch Hosen), und nun spielte sich eine ergötzliche Szene ab; d. h. uns war in dem Augenblick sicher nicht ergötlich zumute. Diese kleine freundliche Nurse konnte natürlich kein Wort deutsch. Bisher hatte mein bißchen Englisch ausgereicht, wenigstens eine notdürftige Verständigung herbeizuführen, aber jetzt schien es nicht mehr möglich zu sein.

Die Nurse kramte in einem Wandschrank herum und zog schließlich zwei Herren-Schlafanzüge heraus. Daß diese für die beiden Schwestern sein sollten, kam uns erst nicht in den Sinn. Und doch war es so. Die Nurse hielt einen Wäschesack bereit, der die Bekleidung der beiden aufnehmen sollte. Da diese aber blutig und schmutzig war, bat ich die Nurse, mir die Sachen mitzugeben. Ich wollte dann am nächsten Tag frische Sachen bringen. Dies tat sie auch. Die Schwestern wurden nun in die Schlafanzüge gesteckt. Sr. Fabiana bekam eine Wolldecke umgehängt, ihren Schleier über den Kopf gelegt. Sr. Ermelinde erhielt auch einen Schlafanzug. Das Umkleiden war bei ihr etwas schwieriger. Sie lag ja auf der Tragbahre. Deshalb deckte ich sie mit einem großen schwarzen Wolltuch — das ich mitgenommen hatte — zu und zog ihr den Schleier über den Kopf. Es war ein malerisches Bild! Aber für uns war die ganze Angelegenheit zu ernst und schmerzlich, als daß wir ihre Komik erfassen konnten. Alsdann kamen wir zum Vorraum des Operationssaales. Nach längerem Warten kam einer der Operateure heraus und sagte: „Wenn Sie ganz langsam sprechen, kann ich Sie verstehen.“ Er teilte uns mit, daß er noch kein endgültiges Resultat habe. Es seien Granatsplitterverletzungen.

Inzwischen war es schon recht düster geworden, und ich mußte doch noch nach Aachen zurück. Nachdem die Fahrer mir versichert hatten, daß sie mich am anderen Tage wieder herbringen wollten, nahm ich schweren

Herzens von den beiden Schwestern Abschied und fuhr mit dem Sanitätswagen nach Aachen zurück, wo die Schwestern schon mit Sorge warteten, denn es war bereits mehr als 9 Uhr geworden.“

Mutterhaus Preusweg, Oktober/November 1944

Am nächsten Tag kam aber kein Sanitätswagen. Als auch nach zwei Tagen keiner erschien, gingen wir zur Heilig-Geist-Kirche, wo eine Sanitätseinheit lag. Es waren ja alles kämpfende Truppen, die in Aachen lagen, und diese wechselten ständig. Wir suchten nun den Captain Flesch ^{29a)} auf, der in der Regierung seinen Sitz hatte. Er hatte alle ärztlichen Belange unter sich. Er versprach uns, daß wir mit einem Lastwagen nach Eupen fahren könnten. Aber auch der Lastwagen fuhr nicht mehr. Wir mußten uns damit abfinden, denn zu Fuß konnten wir nicht nach Eupen gehen. Wir wären gar nicht durchgekommen, und es war auch zu gefährlich. Am härtesten war es uns, daß die beiden Schwestern nichts anzuziehen hatten.

Nach dem Unfall der beiden Schwestern waren wir nicht mehr zum Preusweg gegangen. Wir hatten es einem Sergeanten der MP gemeldet. Man versprach uns, das Gelände nach Minen nachzusehen, ebenso nach Munition und Handgranaten.

Am 27. und 28. Oktober müssen wir uns, wie alle Einwohner von Aachen, einen Passierschein holen. Die Paß-Stelle befindet sich im Suermond-Museum. Es gibt allerhand Schwierigkeiten zu lösen, bis man schließlich seinen Schein hat. Sogar bei uns Schwestern wird genau geforscht, ob man nicht etwa einer Parteigliederung angehört habe. Als man den Amerikanern bedeutete, daß das doch bei Schwestern nicht nötig sei, zeigten sie den Schwestern, die zur Paß-Stelle gegangen waren, ein Bild, auf dem Ordensschwestern zusammen mit anderen Leuten und auch Parteiangehörigen in Uniform waren. Er fragte auch Sr. Ancilla, die dabei war, ob sie nicht angeben könne, welchem Orden die betreffenden Schwestern angehörten. Sr. Ancilla gab aber keine Auskunft, obwohl sie an der Tracht erkannt hatte, welche Schwestern es waren. Die Schwestern werden jedenfalls auf ganz harmlose Weise auf dies Bild gekommen sein, und nun machten die Amerikaner mit ihrem Fund Propaganda. Wir dachten daran, daß auch wir gelegentlich einer Weihnachtsfeier im Lazarett Blumenthal, der sogar der Reichsminister Seyß-Inquart mit seinem ganzen Partiestab SS usw. beigewohnt hatte, mit diesen und unserer Sanitätseinheit und Verwundeten fotografiert wurden. Wir baten alle Heiligen, daß sie doch verhüten möchten, daß ein solches Bild jemals in die Hände der Amerikaner falle.

^{29a)} Cpt. Flesch war im Zivilberuf Kinderarzt und entstammte einer aus Budapest in die Vereinigten Staaten eingewanderten Arztfamilie. Er hat später von USA aus Aachen wieder besucht (Frdl. Mitt. des komm. Kreis- und Facharztes Dr. Karl Moll an den Hrsg.).

Als wir am 28. Oktober auf dem Rückweg von der Paßstelle zum Preusweg waren, begegnete uns Dr. Moll, der damals zum Amtsarzt in Aachen ernannt war, und Captain Flesch im Auto. Wir hörten, daß sie Unterkunft für alte Leute suchten. Es waren nämlich sehr viele alte Leute in Aachen zurückgeblieben, anscheinend, weil ihnen das Evakuieren zu beschwerlich war.

Am 29. Oktober treffen wir mit Pater Faust zusammen. Wir gehen mit ihm zum Alexianerkloster, wo er wohnt, und bieten dem Bruder Rektor an, er möge die restlichen Bestände an Lebensmitteln aus dem Bunker holen. Wir hatten gehört, daß die Alexianer sehr viele Leute beköstigen. Das meiste hatten wir ja mitgenommen, und die Schwestern vom Sanatorium hatten auch noch etwas geholt, aber es waren doch noch manche Sachen dort. Es gab ja in Aachen nichts zu kaufen. Nebenbei bemerkt, hatten wir auch fast kein Geld. Feldwebel Rodehüser hatte uns zu Anfang noch etwas Geld von Blumenthal gebracht, aber dann haben wir von der Wehrmacht nichts mehr erhalten. Die Alexianer haben dann auch — sie hatten Fuhrwerke — noch Lebensmittel herausgeholt, und die Christenserinnen die restlichen Kartoffeln. Mit Pater Faust gehen wir dann noch zur Kommandatur und bieten unser Haus als Altersheim an.

Am 30. Oktober (Montag) kommt nachmittags Captain Flesch. Er sieht sich das Haus an. Es gefällt ihm sehr gut. Er will es herrichten lassen. An diesem Tag sagt uns der MP-Sergeant, wir könnten jetzt wieder zum Preusweg gehen, es sei keine Gefahr mehr. Am Sonntag waren schon einige von uns dagewesen. Also gingen wir alle ab Dienstag, 31. Oktober, wieder hin. Wir merkten, daß manche Sachen, die vor einer Woche noch da waren, jetzt fehlten. Es fand sich auch noch viel Gewehrmunition im ganzen Gelände verstreut.

Jeden Abend fliegen englische Flugzeuge ins Reich ein, auch deutsche Flieger und viel Beschuß in der Nacht.

Wir gehen nun jeden Tag zum Preusweg. Im Sanatorium ist um 7 Uhr die hl. Messe. Dann trinken wir im Wintergarten Kaffee. Dann gehen wir zum Preusweg. Wir sind von unserem ersten Plan abgewichen und wollen uns lieber den hinteren Flur nehmen (Refektorium), da wir uns da sicherer fühlen. Wir glaubten auch, hier vor Durchregnen gesichert zu sein. Aber das war eine große Täuschung, denn das flache Dach, welches über diesem Teil des Hauses war, hatte durch einen Granattreffer ein großes Loch bekommen. Das haben wir erst später entdeckt. Es gelang uns auch nicht, es dicht zu machen, denn das Wasser kroch durch die Dachpappe, die wir darüber spannten. Wir mußten im ersten Stock (unter dem flachen Dach) eifrig dahinter sein, die Schüsseln und Eimer auszuschütten, wenn es regnete. Und das war in den folgenden Wochen sehr oft der Fall. In diesem Stock war schon die ganze Decke mit Pfählen abgestützt, anscheinend noch von der Polizei. Nach einiger Zeit regnete es doch in unseren Schlafsaal

durch. Überhaupt war im ganzen Haus, in allen Fluren und vielen Zimmern Wasser. Das machte uns am meisten zu schaffen, wie wir später noch hören.

Vorläufig sahen wir uns, solange das Wetter noch gut war, draußen in Feld und Garten um. Ringsum waren fast alle Bauern und auch die Einwohner fort. Ganze Äcker Kartoffeln waren nicht ausgemacht. Wir erkundigten uns, ob wir wohl Kartoffeln und Gemüse abernten dürfen. Man sagte uns, daß das selbstverständlich sei, da ja alles zugrunde gehe.

Es ist noch zu bemerken, daß jeden Abend die Schießerei von Amis und den deutschen Stellungen anfängt. Und wir, die doch so viel erlebt haben, können es nicht mehr anhören, obwohl wir wissen, daß es uns nichts anhaben kann. Aber wir sind nervös geworden und gehen bis auf zwei oder drei in den Keller.

Nun fangen wir tagsüber an, einen großen Acker Kartoffeln auszumachen. Eine schwere Arbeit, denn die meisten von uns hatten ihr Lebtag noch keine Kartoffeln ausgemacht, und die es früher konnten, hatten es schon längst nicht mehr getan. Wir hatten viel Spaß dabei, trotz der Mühsal. Das Kritischste war der Transport zum Haus. Schubkarren und Geräte fanden wir im Haus genug, wie auch überhaupt Handwerkszeug verschiedenster Art vorhanden war, nur mußte man es zusammensuchen. Da der Hasselholzer Weg, wie alle Straßen, voller Trümmer, Scherben und Löcher war, war das Dirigieren der Schubkarren keine Kleinigkeit, besonders für ungeübte Hände. Am meisten Spaß hatten die jungen Schwestern, wenn Sr. Maria der Schubkarren umkippte. Das geschah zweimal. „Ein Schubkarren ist kein Federhalter!“ mußte sie später einmal hören. Das war lustig. Außer den Kartoffeln ernteten wir in den verlassenen Gärten und Feldern auch Gemüse und Obst für den täglichen Bedarf. Etwas Sauerkraut und Apfelkompott bereiteten wir für den Winter. Wieviel war schon verdorben, und wieviel ging noch zugrunde, weil niemand da war, es zu verwerten. Zudem war es schon November und die Erntezeit längst vorüber.

In dieser Zeit mußten wir im Sanatorium bis auf einen Raum alle Zimmer räumen, da ins Sanatorium Kranke kommen sollten. Wir ziehen also in die Keller hinunter und schlafen dicht neben- und übereinander auf provisorischen Nachtlagern (Tischen, Stühlen usw.) und sind doch froh, daß die Schwestern uns aufgenommen haben.

Das ehemalige Mutterhaus Pontstraße 49, November 1944

Am 5. November (Sonntag) gehen wir zur Pontstraße. Wir finden dort ein trauriges Bild der Zerstörung. Von der linken Haushälfte (von vorn gesehen) ist ein großer Teil ganz fort. Alles ist ausgebrannt. Die kahlen Mauern stehen bis zum zweiten Stock. Alles andere darüber fehlt. Vorsichtig gehen wir hinein. Innen ist alles voller Trümmer. Wir wagen uns sogar vorn die Treppe hinauf bis zum ersten Stock. Die Flure sind zum Teil noch betretbar, aber die Räume in der ersten Etage sind durchweg

alle ohne Fußböden. Man muß achtgeben, daß man nicht hinunterfällt. Höher hinauf kann man vorne nicht. Die hintere Treppe zum zweiten Stock ist zum Teil noch da, aber es ist zu gefährlich hinaufzugehen, weil oben nichts mehr da ist. Von der Kapelle ist nichts mehr vorhanden, nur die verbrannten Mauern. Das Tabernakel liegt unten im früheren Refektorium. Wir haben es später mit viel Mühe, da es sehr schwer ist, mit einem Wägelchen zum Preusweg geholt. Mit Wehmut betrachten wir die Stätte, wo unser Klosterleben seinen Anfang genommen und wo wir unsere glückliche Noviziatszeit verlebt hatten. Wie viele Erinnerungen knüpfen sich an dieses Haus und seine Räume. Wir steigen vorsichtig in den Keller hinab. Voll trauernder Ehrfurcht standen wir vor der Stätte, wo acht unserer Mitschwestern bei dem Angriff vom 11. April 1944 den Tod gefunden hatten. Ein großer Trümmerhaufen lag an dem Ort des früheren Luftschutzkellers. Es war nicht möglich, irgend etwas aufzufinden. Die übrigen Keller: Heizung, Waschküche, Vorratsraum, Brotzimmer, Küche und Spülküche waren noch in etwa erhalten. In der Spülküche war noch der eingemauerte Marmorspülstein. Leider war es nicht möglich, auch später nicht, ihn ohne ihn zu zerschlagen, herauszubekommen. Am besten erhalten waren Waschküche und Heizung. Hier lag noch viel Koks, der später, ehe wir ihn holen konnten, fortgenommen war. Sonst ist alles wüst und leer. Der Küchenherd steht noch, ebenso die Waschmaschine, auch noch ein Fliegendrahtschrank. Unter der Treppe, die von vorn zum Keller führte, standen noch einige Figuren unversehrt. Sr. Cajetana wußte davon. Wir nehmen einige kleinere mit. Im Garten war alles von Unkraut überwuchert. Die schöne Lourdesgrotte war nicht mehr zu erkennen. Auch der alte Brunnensarg war verschüttet. Der ganze hintere Teil des Gartens war eine nicht zu betretende Wildnis. Von Figuren standen noch der hl. Franziskus im Weiherchen, das Herz-Jesu in der Rosenhecke und an der Mauer vom Vinzenzspital St. Josef und die Muttergottes. An der Vorderfront des Hauses stand übrigens noch unversehrt über dem Eingang die Sandsteinfigur der hl. Elisabeth. Im Leichenhaus standen auch noch einige Figuren.

Mutterhaus Preusweg, November 1944—Januar 1945

Am 6. November gehen wir zu den Alexianern, um Brot zu holen, da dieselben Mehl von uns bekommen hatten. Es gab ja in Aachen noch gar nichts an Lebensmitteln zu kaufen. Wir konnten aber nur Knäckebrot bekommen. Dann gingen wir nochmals zum Bunker und fanden dort auch noch etwas Knäckebrot, welches wir mitnahmen. Am gleichen Tag kam Dr. Heyer³⁰⁾ zum Preusweg und verlangte, wir sollten sofort ein Zimmer für eine Diphtheriekranke herrichten. Wir hätten dies ja gern getan, aber es fehlte uns doch alles, besonders Wasser. Um ihn zufriedenzustellen,

³⁰⁾ Dr. med. Max Heyer.

denn er war sehr aufgeregt, machten wir ein Zimmer sauber, aber der Amtsarzt will nicht haben, daß wir jemanden aufnehmen, da es praktisch nicht möglich ist, Kranke in dieser Unordnung zu pflegen.

7. November. Den ganzen Tag laufen Amerikaner mit Pistolen durch unseren Garten. Wir sind eifrig am Arbeiten und versuchen vor allem, im Eingang die bereits erwähnte Schrift mit Hakenkreuz und SS-Zeichen hinwegzuwaschen. Es gelingt uns auch fast ganz. Als wir um 5 Uhr nach Vorschrift nach Hause gehen wollen, überlegen wir, ob wir nicht die Haustür offenlassen sollen, denn uns ahnt nichts Gutes. Aber dann entschlossen wir uns doch, dieselbe abzuschließen. Nur für diese und die seitliche Eingangstür hatten wir passende Schlüssel gefunden. Alle anderen Türen und Eingänge hatten wir von innen verbarrikiert oder zugenagelt.

Wir hatten gerade an diesem Tag in dem früheren großen Refektorium sechzehn Bettstellen aufgestellt. Das war eine schwere Arbeit gewesen. Zuvor mußten die Bettstellen, die zu je zwei übereinander standen, mit Axt und Hacke auseinandergeschlagen werden; es waren schmutzige Luftschutzbetten. Sr. Kuniberta vollbrachte hier mit ihren Helferinnen schwerste Männerarbeit. Die Spinde mußten in den Keller transportiert werden. Eine ebenso schwere Arbeit, bei der Sr. Cajetana — eigentlich müßten alle namentlich aufgeführt werden — mit den anderen weit über ihre Kräfte arbeitete. An den Wänden hingen kleine Schränkchen. Auch diese wurden mit viel Mühe abmontiert. Nun mußten aber im ganzen Raum zunächst die Wände abgeseift werden, denn alles war voller Dreck. Dann wurden die Bettgestelle abgeseift und ebenso die Schränkchen. Zuerst galt es aber, den alten Dreck, der sich in Schränken usw. fand, herauszubefördern. Bald waren alle am Ende ihrer Kräfte. Aber als die sauberen Betten nun dastanden, waren wir alle froh.

8. November. Als wir morgens nach dem Kaffee — um 8 Uhr durfte man erst auf die Straße — zum Preusweg aufbrechen (wir gingen meist in zwei bis drei Gruppen), kam uns aus der vorausgegangenen Gruppe bereits atemlos Sr. Ancilla, die bei den ersten gewesen war, entgegen-gelaufen und rief: „Alles ist aufgebrochen! Das ganze Haus ist voller Amerikaner!“ Mit Sr. Tilla, die aus dem Bunker mit uns zum Sanatorium gekommen war, und die sehr gut englisch sprach, gingen wir schnell weiter. Zu unserem Erstaunen waren die Baumstamm Sperren am Preusweg alle weggeräumt. Als wir ins Haus kamen, sahen wir, daß die Tür mit Gewalt aufgebrochen war. In den Räumen unten hatten die Amerikaner eine Schreibstube eingerichtet, einen Ofen aufgestellt und angemacht. Die Soldaten liefen im ganzen Haus herum. Die Tür zum Vorratszimmer (späterem Brotzimmer) hatten sie auch mit Gewalt aufgeschlagen. Im Garten war hinten ein großes Zelt aufgeschlagen, große Lastwagen standen mit ihren schweren Rädern tief in unserem Feld und vernichteten das bißchen Gemüse, das dort stand. Wir meldeten uns bei dem Feldwebel und erklärten ihm, daß dieses Haus unser Mutterhaus sei, welches die Gestapo

uns abgenommen habe. Ein Glück, daß wir gerade am Tage vorher die SS-Zeichen an der Wand in der Eingangshalle abgeputzt hatten. Es waren zwar im Haus auch noch viele Hakenkreuze, aber nicht so auffällig wie das in der Eingangshalle. Ich glaube, wenn nicht die Kirche am Haus gewesen wäre, dann hätten uns die Amerikaner niemals geglaubt, daß das Haus ein Kloster gewesen sei.

Man sagte uns, daß wir ruhig hier ins Haus kommen und hier arbeiten könnten. Die Soldaten fragten, ob wir katholisch seien: „Bist du Katholik? Bist du Franziskus? Bist du Dominikus?“ Manche hatten kleine Bildchen von Franziska Schervier, anscheinend von Franziskanerinnen in Amerika bekommen.

Wir blieben im Haus, konnten jedoch selbstverständlich kaum etwas tun. Überall stöberten sie im Haus herum. Wir hatten ja selbst noch nicht das ganze Haus durchsucht in den wenigen Tagen, an denen wir erst hergehen konnten. Wir hatten das Haus früher kaum kennengelernt, da wir in den Jahren, in denen es bestand, kaum einmal hierher gekommen waren. Nun liefen die Amerikaner hindurch und fanden natürlich manches, was wir noch kaum gesehen hatten. Sie stöberten auch Hitlerbilder und dergleichen auf. Das wurde zerrissen oder als Souvenir, je nachdem, was es war, mitgenommen. Sonst waren sie uns aber gut, und als Sr. Ambrosia, die polnisch sprechen konnte, einem Sergeanten, der gebürtiger Pole war, einmal ausführlich unsere Situation klargelegt hatte, versprach er uns, er werde uns, wenn sie abzögen, auch etwas dalassen.

Am gleichen Tag, 8. November, an dem die Amerikaner bei uns eingezogen waren, soll Herr Dr. (Wilhelm) Lenzen (Kaplan an Heilig-Geist) im Auftrag der Stadtverwaltung das Haus besichtigen, aber es geht nicht wegen der Amerikaner. Nachmittags holen wir Brot und in der Pontstraße Figuren.

9. November. Dr. Lenzen und Prälat Nilles³¹⁾ besichtigen das Haus und machen eine Eingabe an Dr. Heusch³²⁾.

Die Amerikaner sind uns, wie schon bemerkt, sehr gut und geben uns viele Lebensmittel. Nachmittags kommt Herr Haveneth³³⁾, ein Verwandter von Sr. Olympia. Er ist im Krankenhaus und möchte gern einige von unseren Schwestern haben, um die Küche und Wäscherei zu beaufsichtigen. Es wird sehr viel gestohlen.

Später kommen ganz unerwartet Herr Kaplan (K. Jos.) Schwelm, der Geheimsekretär unseres Bischofs, und Dr. Chaudre³⁴⁾ vom Bischof, der in Gemmenich in Belgien ist. Wir erzählen ihnen von dem Angebot des Herrn

³¹⁾ Msgr. Peter Nilles, Generalsekretär des Päpstl. Werkes der Glaubensverbreitung.

³²⁾ Beigeordneter Rechtsanwalt Dr. Gerd Heusch, Bürgermeister für Arbeit und Fürsorge unter Oberbürgermeister F. Oppenhoff.

³³⁾ In den Unterlagen des Stadtarchivs und des städt. Personalamts nicht zu ermitteln.

³⁴⁾ Stud.Rat Dr. Albert Chaudre, Wirkl. Geistl. Rat.

Haveneth, erklären aber auch gleichzeitig, daß wir nicht gesonnen sind, es anzunehmen. Wir können es auch gar nicht. Die Herren trinken Kaffee im „Refektorium“.

Auch Professor Sulger möchte gern Schwestern nachurtscheid haben, da die Franziskanerinnen noch nicht alle da sind. Wir hatten mit Professor Sulger im Bunker gearbeitet, davon kannte er uns. Aber wir lehnen es ab. Wir sind doch nur einige — Sr. Ermelinde und Sr. Fabiana fehlen uns ja schon — und wir haben doch noch sehr viel Arbeit.

10. November. Wir arbeiten im Haus, so gut es geht. Die Amerikaner ziehen ab, und es kommen wieder neue. Sie wollen von uns Medaillen und Rosenkränze. Wir geben alles, was wir haben.

11. November. Alle Amerikaner ziehen ab. Es bleiben nur noch Posten da bis zum Nachmittag.

Am Morgen dieses Tages waren wir sehr erstaunt, als wir kamen und auf Tisch und Stühlen im Refektorium viele Lebensmittel vorfanden. Der Feldwebel, mit dem Sr. Ambrosia gesprochen hatte, hatte uns dies alles dagelassen. Es waren fast alles Büchsen, und wir wußten manchmal gar nicht recht, was darin war. Es stand nur auf englisch darauf. Später haben wir es gesehen.

Wir holen wieder Figuren aus der Pontstraße. Es ist sehr mühsam mit den kleinen Wägeln über die schlechten Straßen, und der Weg ist weit!

12. November. Heute gehen wir nicht zum Preusweg. Es ist Sonntag. In der ganzen vergangenen Woche hatte es viel geregnet. Immer noch Einschüsse in die Stadt von deutscher Seite aus.

13. November. Besprechung bei Dr. Heusch. Von allen Schwestern, die in Aachen geblieben sind, sind Vertreterinnen da: Oberin vonurtscheid, Oberin von den Soeurs mit einer Schwester, Kind-Jesu-Schwester (Sanatorium nicht), von uns Sr. Maria mit Sr. Kuniberta. Auch Dr. Moll war da. Er war gewissermaßen Amtsarzt in Aachen³⁵⁾. Wir wurden aufgefordert, uns mit der Schwester Oberin vonurtscheid zu besprechen, daß wir einige Schwestern dorthin abstellten, da das Krankenhaus inurtscheid unbedingt in Betrieb genommen werden mußte. Wir einigten uns, daß von uns drei Schwestern hinkommen. Nun hat Professor Sulger doch seinen Wunsch erfüllt bekommen, wenn auch auf Umwegen.

Heute kommt auch Kaplan Schwelm wieder und sagt uns, daß der Hochwürdigste Herr Bischof nicht will, daß wir zum Krankenhaus zu Herrn Haveneth gehen. Er teilt uns auch mit, unsere beiden verwundeten Schwestern in Monzen seien bei den Armen Schulschwestern (Augustinerinnen). Monzen ist jetzt auch belgisch. Wir sind froh, wenigstens etwas über die Schwestern zu hören. Wir hörten, daß Dr. Firmenich³⁶⁾ den zwei Schwestern in Monzen eventuell etwas bringen könnte, denn er käme ganz in

³⁵⁾ Siehe Anm. 20).

³⁶⁾ Dr. Peter Firmenich, seit Januar 1941 Caritasdirektor, Dezember 1970 Dompropst.

die Nähe. Sr. Maria und Sr. Ancilla luden in unser Leiterwägelchen Wäsche und andere Sachen für die Schwestern und fuhren damit den weiten Weg zum Vincenz-Krüppelheim Siegel, wo sie Dr. Firmenich treffen konnten. Er kann zwar nicht alles auf einmal mitnehmen, da er mit dem Rad fährt, aber er will es besorgen.

14. November. Heute abend ist der Hochwürdigste Herr Bischof zum Sanatorium gekommen³⁷⁾. Er läßt Sr. Maria gleich rufen und bestellt sie zur stellvertretenden Generaloberin. Er bespricht noch manches mit ihr.

15. November. Nach der hl. Messe kommt der Bischof zu uns in den Wintergarten, wo wir Kaffee trinken, und setzt sich zu uns. Er teilt allen Schwestern das oben Gesagte mit. Anscheinend ist der Bischof mit unseren Arbeiten zufrieden. Er unterhält sich sehr freundlich mit uns, kennt Sr. Edelburga. Sr. Bernarda bekommt eine besondere Anerkennung. Er sagt uns auch, daß Sr. Ermelinde in Monzen noch zu Bett liegt. Es regnet durch das Dach des Wintergartens. Am gleichen Tage kehrt der Bischof wieder zurück. Es hat den Schwestern im Sanatorium sehr imponiert, daß der Bischof sich so sehr um uns gekümmert hat.

Am gleichen Abend wird im Krankenhaus Herr Maschinenmeister (Ed.) Krantz an der Treppe des Leichenkellers mit durchschnittener Halsschlagader und Schnittwunden an den Handgelenken tot aufgefunden. Er soll in letzter Zeit sehr schwermütig gewesen sein. Herr Krantz, der uns allen aus früheren Jahren sehr gut bekannt war, war uns immer sehr gut und gefällig. Er war ein tüchtiger Mann, mußte später einem anderen weichen, blieb aber noch da, jedoch nicht als Meister.

17. November. Als wir mittags um 13 Uhr gerade vom Kartoffelausmachen am Hasselholzer Weg zum Mittagessen nach Hause gehen wollen, sehen wir eine VI mit brennendem Schwanz über uns fliegen³⁸⁾. Wir wissen zwar erst nicht, was es ist, aber daß es kein Flugzeug sein kann, wird uns schnell klar. Wir rennen ins Haus, denn die VI fliegt ziemlich tief über den Häusern im Berg und muß gleich herunterkommen. Am Schneeberg bei Vaals sehen wir sie heruntergehen und merken eine Erschütterung. Gegen 14 Uhr hören wir wieder eine, sehen sie aber nicht. Auch nachts gegen 11 Uhr hören wir eine.

18. November. Wir machen wieder Kartoffeln aus, denn man hat uns gesagt, daß wir die Kartoffeln ruhig ausmachen könnten, es kümmerte sich niemand darum. Sie gehören dem Bauern Jöres³⁹⁾. Später werden wir sie ihm vergüten, wenn er nochmal heimkommt (Er wollte sie aber nicht vergütet haben). Sein Hof ist leer und verlassen. Vormittags geht eine VI im Grundhaus nieder. Bei uns fliegen die Türen auf und im Sanatorium gehen Fenster kaputt.

³⁷⁾ Bischof Johannes Joseph van der Velden.

³⁸⁾ Über die VI vgl. ZAGV 73 (1962), 233, Anm. 2ff.

³⁹⁾ Landwirt Peter Jörissen, Pächter des Berghofs, Hasselholzer Weg.

Gegen Mittag kommt ein amerikanisches Auto an ‚unser‘ Kartoffelfeld, und die Insassen wollen eine Schwester, die in Blumenthal gewesen wäre und den Röntgenapparat kennen würde. Da Sr. Radegundis dort schon geröntgt hatte, fährt sie mit den Amerikanern. Als sie zurückkommt, bringt sie uns von den Schwestern ein Weißbrot mit (sehr wertvoll) und viele Sachen, die unsere Schwestern bei dem eiligen Abtransport am 8. September zurückgelassen hatten. Die Schwestern dort hatten alles säuberlich verpackt und aufgehoben und jetzt mitgegeben. Außer einem Karton schöner kleiner Porzellanweihnachtsengel von Sr. Edelburga war nichts Besonderes dabei.

Da die Schwestern im Sanatorium uns für Elisabeth nichts backen konnten (es gab ja keine Zutaten), hatte Sr. Maria bei den Alexianern zwei Wecken bestellt. Sie wollten nichts dafür haben und hatten uns zwei schöne Wecken gebacken.

19. November. *Sonntag-Elisabethfest*. Hl. Messe. Schöne Predigt von Kaplan Dr. Lenzen. Wir gehen nicht zum Preusweg, gehen nachmittags noch in die Andacht nach Heilig-Geist. Nachmittags kommt ein amerikanischer Pater ins Sanatorium mit einem amerikanischen Wehrmachtspfarrer und gibt Sr. Maria auf Vermittlung von Dr. Drouven (er war bei uns im Bunker als Rote-Kreuz-Arzt) 500 Mark für unser Kloster.

Eine Schwester vom Sanatorium hatte auf Bestellung von Sr. Kuniberta einen wunderschönen Haussegen gemalt und auch für jede Schwester ein schönes Bildchen. Das lag morgens auf unserem Tisch. Den Haussegen hat Sr. Kuniberta einrahmen lassen. Sr. Tilla hat uns Wein geschenkt. So haben wir den Tag schön gefeiert.

Von dem Angriff auf Düren am 16. November haben wir in Aachen nichts gewußt und gemerkt.

20. November. Als wir morgens zum Preusweg kommen, sehen wir, daß die Amerikaner in unserem Vorratzzimmer die Tür eingeschlagen haben und uns eine Schrankschublade mit Geleegläsern mitgenommen hatten. Eine Tasche Medikamente hatten sie über den Boden geschüttet. — Heute sind die Exequien für Herrn Krantz, an denen wir teilnehmen.

Sr. Edelburga und Sr. Michaela gehen zum Hochwürdigsten Herrn Bischof, um dort den Haushalt zu führen. Er wohnt im Boxgraben zusammen mit Professor Rehmann⁴⁰⁾ und Kaplan Schwelm. Die Schwestern wohnen ganz dort, schlafen oben im Haus. Die hl. Messe haben sie auch in einer Hauskapelle, denn die Herren zelebrieren daselbst, weil es keine andere Möglichkeit gibt. Sie fangen mit nichts an. Wir unterstützen sie so gut es geht — haben manchmal Hunger gelitten.

Es ist noch zu bemerken, daß wir bereits in den vergangenen Wochen alle Fenster mit Rollglas, das in einem Lager in der Emmichstraße (Lüt-

⁴⁰⁾ Wirkl. Geistl. Rat Domkapellmeister Professor Theod. Bernh. Rehmann; vgl. auch dessen Bericht ZAGV 73 (1962), 234 ff.

ticher Straße) zu haben war, und mit Karton, den wir im Hause fanden, abgedichtet bzw. zugenagelt haben. Es war dies eine schwere Arbeit, und da es auch manchmal schon recht kalt war, hatten die Schwestern verfrorene Finger. Ich muß da immer außer an die bereits vorher erwähnten Schwestern an Sr. Maura und Sr. Christine denken. Es waren annähernd 150—180 Fenster, die dicht gemacht werden mußten. Auch sonst hatten wir viele Löcher zugemacht und vieles geordnet. Aber es war noch viel wegzuräumen, und im Garten mußte auch etwas geschehen. — Wie es in den WC ausgesehen hat, nachdem kein Wasser mehr da war, sei nur bemerkt. Hier hat hauptsächlich Sr. Radegundis mit Schafftstiefeln von Soldaten — wir hatten übrigens fast alle Soldatenstiefel an — fast Übermenschliches geleistet.

24. November. Heute sind wir bei Pfarrer Geimer⁴¹⁾ im Krankenhaus — früher Josefinum — gewesen. Er ist mit der ganzen Gemeinde Schevenhütte von den Amerikanern evakuiert und wohnt im früheren Josefinum in den noch erhaltenen Teilen⁴²⁾. Er ist ein sehr freundlicher älterer Herr, der uns sehr wohl gesonnen ist. Er will uns einige von seinen Leuten zum Arbeiten geben.

25. November (Samstag). Ganz unerwartet kommt heute nachmittag der Bischof mit Kaplan Schwelm. Wir hatten vorne vor der Klausur das erste Zimmer zum Garten hin schon vorher etwas zurechtgemacht. Ein schäbiger Teppich, den wir im Hause gefunden hatten, ein altes Sofa von der Polizei und ein Sessel von ebenda waren die Prachtstücke des Zimmers. Der Bischof war sehr gut. Er sagte: „Da muß ich mich ja auch mal auf das Sofa setzen.“ Wir boten ihm auch etwas an. Dann gingen wir etwas durch das Haus, und er sah die Zerstörungen. Als wir unten im Kellerflur waren, kamen auf einmal Sr. Ambrosia und Sr. Ancilla mit lautem Geschrei gelaufen. Sie hatten einen Hahn und eine Henne in den verlassenen Schrebergärten gefunden und in der Schürze gefangen. Der Bischof half uns nun mit Kaplan Schwelm, einen alten Kaninchenstall aus dem Leichenhaus in den Innenhof zu schaffen und die Tiere hineinzutun.

26. November. Wir gehen nach Burtscheid, um alles mit der Oberin zu besprechen. — Heute müssen unsere Pässe erneuert werden. — Täglich fliegen VI über uns.

28. November. Sr. Stanislaus, Sr. Maura und Sr. Bertholda gehen nach Burtscheid zur Pflege, Sr. Radegundis tagsüber zum Krankenhaus, Goethestraße, um die Medikamente zu ordnen, die überall herumstehen.

Wir besuchen die Schwestern in Burtscheid und beim Bischof ab und zu und kümmern uns auch um sie.

30. November. Es kommen, von Pfarrer Geimer geschickt, vier Männer vom Josefinum. Sie arbeiten sehr fleißig und gern. Es ist ja so unendlich

⁴¹⁾ Pfarrer Robert Geimer aus Schevenhütte.

⁴²⁾ Das Auffanglager Brand war am 12. November 1944 in das Josefinum verlegt worden.

viel aufzuräumen. Wir haben auch von dem Weißkraut, welches wir aus den verlassenen Gärten geerntet haben, Sauerkraut eingemacht. Das war Arbeit für Sr. Ambrosia und Sr. Bernarda.

Wir waren jetzt nur noch neun Schwestern hier, zwei verwundet in Monzen, zwei beim Bischof, drei in Burtscheid. Hier waren noch: Sr. Radegundis, Sr. Ancilla, Sr. Bernarda, Sr. Kuniberta, Sr. Cajetana, Sr. Ambrosia, Sr. Eustachia, Sr. Christine und Sr. Maria. — Bei der vielen Arbeit, die wir noch hatten, war es ein Verlust für uns, daß außer den Verwundeten noch fünf (Schwestern) fort waren.

Am 3. Dezember Erster Adventssonntag. Heute hält der Bischof im Dom ein Pontifikalamt. Einige von uns gehen hin.

4. Dezember. Wir haben wieder sehr viel mit Wasser zu kämpfen. Wenn es nachts regnet, denken wir immer mit Schrecken daran, was wir wohl morgens finden. Das Wasser steht oft in den Fluren so hoch, daß wir es mit Schaufeln aufschöpfen müssen, und manchen Tag haben wir nichts anderes getan, als Wasser gekehrt und geschöpft und mühsam hinuntergeschleppt. Schließlich sind wir darauf gekommen, es über die Treppen nach unten zu kehren, wenn es zuviel war.

Wir legen 150 Köpfe Wirsing ein. Wir müssen ja für den Winter vorsorgen, denn erstens gibt es nichts zu kaufen und zweitens haben wir auch kaum Geld dafür.

5. Dezember. Wir müssen uns jetzt polizeilich anmelden. Der Major, dem das Krankenhaus untersteht, will uns Dachziegel fahren (lassen) und Wäsche usw. abgeben.

9. Dezember. Die Leute von Schevenhütte, die einige Tage nicht hier waren, sind wieder gekommen.

13. Dezember. Heute hat die Schwester Oberin im Sanatorium Namens- tag. Wir haben versucht, ihr auch mit unseren bescheidenen Mitteln eine Freude zu machen. Sie ist ja etwas eigenartig und scheint auch geistig etwas melancholisch zu sein (später ist sie in eine Nervenheilanstalt gekommen). Aber wir mußten ihr doch recht dankbar sein, daß sie uns aufgenommen hatte. — Sie hat uns, d. h. Sr. Maria und zwei oder drei anderen von uns, auch eine Schriftrolle gezeigt, die Captain Trefux ihr zum Aufbewahren gegeben hatte. Wie es hieß, war diese hebräische Schriftrolle, die die Juden im Gottesdienst benutzten, im Jüdischen Friedhof an der Emmichstraße⁴³⁾ eingegraben gewesen. Dort hätten sie die Amerikaner nach der Einnahme Aachens ausgegraben und gerettet.

14. Dezember. Heute sind wir vom Sanatorium in den Preusweg eingezogen. Der Bischof hatte zwar gesagt, wir dürften erst einziehen, wenn wir Wasser hätten, aber darauf können wir nicht warten. Im Sanatorium sind wir doch allmählich zuviel, wenn auch die Schwestern, wenigstens die meisten, sehr gut uns gegenüber sind. Wir konnten in all den Wochen

⁴³⁾ Lütticher Straße 39.

nicht einmal unsere Wäsche waschen, obwohl wir gern für Wasser und Feuerung gesorgt hätten. Wasser konnte man nur aus Regensärgen bekommen, d. h. in einigen Stadtteilen war es auch wieder in den Leitungen, auch im Sanatorium gab es etwas in den letzten Tagen, aber im Preusweg noch nicht. Das war natürlich sehr bitter, denn Wasser kann man schlechter entbehren als Licht. Licht war ja auch noch keins da. Alles nur Kerzen und — wer was hatte — Petroleum. Aber man hatte doch Tageslicht, was wir im Bunker nicht einmal hatten.

Wir hatten die Betten alle schön frisch bezogen. Aber alles war etwas feucht, und so waren die Betten sehr kalt. Es war ja Dezember und kalt, und wir hatten doch nirgendwo Feuer außer im Küchenherd. Es war ein Glück, daß wir aus dem Bunker uns die Bettwäsche und Decken von der Wehrmacht mitnehmen konnten, sonst hätten wir wirklich nicht gewußt, was wir machen sollten; denn im Mutterhaus war nirgendwo etwas an Wäsche oder Decken oder ähnlichem zu finden. Kissen hatten wir nur wenige, da wir aus dem Bunker kaum Kissen mitnehmen wollten wegen der Wanzen. Wir haben aber Gott sei Dank keine dieser Plagegeister in den Preusweg verschleppt.

Am Rande sei noch bemerkt, daß von uns keiner richtig kochen konnte. Sr. Bernarda übernahm es nun, dafür zu sorgen. Es gab nur Kartoffeln und Gemüse. Wir hatten zwar auch Nahrungsmittel, aber dazu gab es nirgends Zutaten. Auch war keine Milch zu bekommen. Zudem hatten wir dafür kein Geld. Wir haben nicht einmal Weihnachten bei einem Bauern etwas Milch erhalten können. Mit den von den Amis erhaltenen Büchsen usw. gingen wir sehr sparsam um. Wir wußten nicht, wie lange wir damit auskommen mußten. Es waren meist Breakfast und ähnliche Päckchen, sehr gut, auch schon mal für Mittag und Abend, aber wir mußten sparen.

15. Dezember. Von Herrn Pater Faust erhalten wir ein Tabernakel geliehen.

16. Dezember. Morgens um 6.10 Uhr werden wir durch ein heftiges Geräusch geweckt. Die Rollglasscheiben fallen aus den Fenstern. Eine V I fliegt über uns und geht an der holländischen Grenze nieder. Wir sind sehr erschrocken, denn das hätte auch bei uns passieren können, da der Abgang in der Luftlinie nur knapp einige Minuten beträgt.

Heute holen wir Dachziegel vom Südbunker, die die Schwestern mühsam selbst abgedeckt haben mit Erlaubnis der Amerikaner. Diese Dachziegel sind von dem Nebenhaus des Bunkers. Es war eine schwere Arbeit.

Abends ist es sehr unruhig. Es fliegen starke Verbände deutscher Flieger ein⁴⁴⁾. Es fallen auch Bomben. Wir sehen vom Küchenfenster — wir hatten den Raum, der hinten, wo es vom Schlaflsaal (früher Refektorium) zur Kapelle geht, als Küche gewählt und nebenan als Vorratzzimmer — auf die Stadt und wie es hell aufleuchtet. Da gehen wir bis auf

⁴⁴⁾ Siehe Anm. 46). — ⁴⁵⁾ Siehe Anm. 31).

Sr. Radegundis und Sr. Eustachia, die am wenigsten Angst hatten, in den Luftschutzkeller, in dem wir uns schon tagsüber Betten aufgestellt hatten, aber ohne Inhalt. Wir legen uns angezogen auf den Draht. Gegen Morgen gehen wir hinaus, um noch etwas zu schlafen. Die ganze Nacht war es sehr unruhig.

17. Dezember. Dritter Adventssonntag. Erste hl. Messe im Preusweg.

Prälat Nilles war auch hier geblieben und wohnte nicht weit von uns entfernt. Er war in der Xaverius-Zentrale Pontstraße⁴⁵⁾.

Herr Prälat Nilles segnete zuerst die Kapelle ein, dann auch den Teil des Hauses, den wir bewohnten. — Wir beten jetzt auch unser Chorgebet wieder in der Kapelle.

Im Laufe des Tages richten wir den Luftschutzkeller richtig als Schlafraum ein, das heißt, zwei Keller; in dem einen schlafen wir zu sieben, im anderen zu zweit, alles sehr primitiv und dürftig und kalt.

Es ist jetzt immer sehr unruhig. Wir wissen nicht recht, was los ist. Wir sehen nur, daß die Amerikaner wieder in Richtung Belgien fahren mit ihren Panzern und Geschützen und haben alle Angst, daß die deutschen Truppen Aachen wieder einnehmen könnten. Dann ging es uns nicht gut, das wußten wir⁴⁶⁾.

Vom 17. bis 19. Dezember ist Ausgehverbot. Diese Bekanntmachungen werden durch Zettel an den Bäumen und Häusern angeschlagen, da es keine andere Möglichkeit wie Zeitungen usw. gibt. Es wird alles angeschlagen, was bekanntgemacht werden soll. Auch wann und wo Angriffe im Reich sind. Da werden die Städte genannt, die bombardiert werden. Es heißt auch, wir würden alle evakuiert. Wir hatten uns schon vorgenommen, wenn die deutschen Truppen wirklich kommen sollten, dann würden wir alles im Stich lassen und nach Holland fliehen.

20. Dezember. Einige von uns haben heute wieder Dachziegel am Südbunker abgedeckt, und wir haben sie auch hierher gefahren. Besondere Fahrerlaubnis, es mußte immer eine Schwester dabeisein. 650 Stück.

Amerikanische Soldaten schneiden uns die schönsten Spitzen der Tannenbäume ab. — Herr (Paul) Groß vom Caritasverband war hier. Er kannte unsere Würdige Mutter.

22. Dezember. Malmedy soll von den deutschen Truppen genommen sein? Wieder zurück?

25. Dezember. Weihnachten. Im Zimmer vor dem Refektorium Christbaum mit Kerzen, für jede eine Kleinigkeit darunter. Wir wollten auch einen Kuchen backen. Es gab weder Hefe noch Backpulver, nur Hirschhornsalz. Fräulein Nilles half.

⁴⁶⁾ Am 16. Dezember 1944 begann zwischen Monschau und Echternach die deutsche Rundstedt-Offensive. Durch deren Anfangserfolge sahen sich die Amerikaner veranlaßt, starke Kräfte von der Aachener Front abzuziehen. Vgl. ZAGV 73 (1962), 144.

Übrigens, den Küchenherd hatten wir irgendwo im Haus stehen sehen. Der Bischof hatte uns gesagt, alles, was im Haus ist, gehört Euch. Das war aber ein Irrtum. So waren im Keller Sachen zu finden — Porzellan, Geschirr und anderes —, was nach unserem Ermessen wohl kaum von der Polizei sein konnte. Auf dem zweiten Stock — Nordseite — war ein Zimmer noch eingerichtet. Wir hatten richtig geahnt. Es kamen immer wieder Leute, die erklärten, daß sie Sachen untergestellt hätten und sie zurückholen wollten. Wir wußten ja nicht, welche Gegenstände wem gehörten und gaben sie dem, der sie verlangte. Es war keine schöne Sache.

Aber der Streuselkuchen wollte in unserem Herd nicht backen. Wenigstens sah es abends noch nicht danach aus. Eine sollte dabei bleiben und ab und zu danach schauen. Sr. Maria erbot sich. Als aber nach Stunden noch keine Änderung sich zeigte, ging sie auch in den Luftschutzkeller, wo wir schliefen, und überließ den Kuchen seinem Schicksal. Zu unserer Überraschung war er am Weihnachtsmorgen schön gebacken!

Am Weihnachtsmorgen haben wir für uns eine kleine Krippenfeier gehalten. Wir hatten gute Sängerinnen, Sr. Ancilla z. B. mit ihrer herrlichen Stimme.

Um $\frac{1}{4}$ vor 10 Uhr hatten wir die hl. Messe, zu der viele Leute kamen. Wir sammelten für die Diözese 52,— Mark, die wir nach Heilig-Geist abliefern. Nachmittags um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr hatten wir eine Andacht, die uns Prälat Nilles hielt.

In den Tagen vor und nach Weihnachten sehr unruhig draußen. Viele Flieger.

29. Dezember. Heute haben wir Wasser bekommen, nachdem schon am 28. Dezember kurze Zeit Wasser da war. Aber nur für einige Tage, dann durch Rohrbruch wieder weg.

1. Januar 1945. Gegen $\frac{1}{2}$ 10 Uhr morgens heftiges Schießen. Ein deutsches Flugzeug, anscheinend Aufklärer, wird heftig beschossen und getroffen. Man sah die Geschosse richtig in das Flugzeug hineinfliegen. Dasselbe war nicht hoch. Der Pilot springt mit Fallschirm ab und landet beinahe in unserem Gelände, wenn ihn nicht ein Windstoß abgetrieben hätte, so daß er in der Prinz-Heinrich-Allee herunterkam und von den Amerikanern sofort in Empfang genommen wurde. Wir waren froh, daß er nicht bei uns heruntergekommen war, denn es wäre uns doch schmerzlich gewesen, wenn wir als Deutsche einen deutschen Flieger hätten ausliefern müssen. Er soll leicht verwundet gewesen sein, wie wir hörten. Das Flugzeug selbst flog noch bis zur Vaalser Straße und ging in der Gegend des evangelischen Friedhofes nieder und explodierte.

4. Januar. Es ist eisig kalt. Im Flur fanden wir eine Maus, die tot am Boden angefroren war⁴⁷⁾. Es ist meist noch sehr unruhig.

⁴⁷⁾ Siehe Seite 41.

Kurze Inhaltsangabe der weiteren Aufzeichnungen für 1945

Die folgenden Aufzeichnungen sind von keinem so allgemeinen Interesse wie die vorhergehenden. Es folgen deshalb nur einige Inhaltsangaben, um vor allem den jüngeren Lesern eine Vorstellung von den Nachkriegsverhältnissen in Aachen 1945 zu vermitteln. Der Text der Tagebuchaufzeichnungen für diese Zeit (S. 53—72) wird im Stadtarchiv Aachen aufbewahrt, er kann dort eingesehen werden.

Im Januar 1945 herrschte in Aachen starker Frost. Es gab auch viel Schnee. Die Einwohner durften sich deshalb aus den Kellern der verlassenen Häuser Kohlen holen. In diesem Zusammenhang schreibt Schwester Maria: *Auf Aufforderung und Wünsche hin haben wir auch aus verschiedenen Wohnungen Möbel usw. bei uns sichergestellt. Dies hat uns später viel Ärger und Verdrub bereitet* (Ms. S. 54). Unter dem 16. und 17. Februar heißt es in den Tagebuchaufzeichnungen, daß am Südbunker insgesamt zweitausend Dachziegel für das Lager und Mutterhaus abgedeckt wurden.

Am 28. Februar trafen 330 Personen aus dem Auffanglager im Josefinum im Mutterhaus am Preusweg ein. Kurz zuvor war ein Wechsel in dem amerikanischen Lager-Kommando eingetreten. In das Lager zogen auch Pfarrer Geimer und die ganze Gemeinde Schevenhütte ein, desgl. Einwohner aus anderen Orten wie Köln und Düsseldorf. Als die Schevenhütter Mitte März das Lager verlassen hatten, kamen sogleich 244 Personen aus dem Lager Homburg in Neu-Belgien, denen weitere folgten. Ende März wurde die amerikanische Lagerverwaltung nach Brand verlegt; sie kam nur noch für einige Stunden zum Preusweg, wo auch an Ausländer Essen ausgegeben wurde. Deutscherseits verhandelte im April der Aachener Beigeordnete Bürgermeister Dr. Karl Breuer mit den Elisabethinnen über die Abrechnung der Verpflegung für die Lagerinsassen.

Von dem zur Aufbewahrung übergebenen und sichergestellten fremden Hausrat wurde viel gestohlen: *Auch aus dem nahen Belgien kamen*

⁴⁷⁾ Die Heizung brannte noch nicht. Seit dem 28. Februar 1945 war im Mutterhaus der Elisabethinnen am Preusweg auch ein Lager für Flüchtlinge eingerichtet (das Auffanglager aus dem Josefinum). — Nach den Angaben von Sr. Maria sind in den Jahren 1944 und 1945 die folgenden Elisabethinnen gestorben, 1944: 14. 1. die Würdige Mutter (Generaloberin) Sr. Gerarda (Pontstraße/Mutterhaus), 19. 1. Sr. Timota, 23. 2. Sr. Benigna (auf der Reise Frankfurt—Berlin), 2. 3. Sr. Chrisostoma; 11. 4. Angriff auf Aachen, im Mutterhaus/Pontstraße Sr. Gabriele (Generalassistentin), Sr. Egildia, Sr. Jakobine, Sr. Josefina, Sr. Adriana, Sr. Siena, Sr. Gisberta (Okonomin), Sr. Thuribia; 20. 7. Sr. Wendelina (Düren), 21. 7. Sr. Paschalina (Düren), Sr. Zitta; 16. 11. Angriff auf Düren, im Altersheim Sr. Seraphine (Oberin), Sr. Basilia, Sr. Florentine, Sr. Pulcheria, Sr. Edmundia, Sr. Callista, Sr. Philiberta, Sr. Willibalda, Sr. Ascelina (im Elisabethstift), Sr. Elekta (im Kloster der Hl. Familie), Sr. Edburga (unterwegs); 21. 11. Sr. Celine (in der Evakuierung in Mecklenburg/Strelitz); 1945: 30. 3. Sr. Melanie, 4. 4. Sr. Salome (in Bockert), 12. 5. Sr. Luciana (in Elkenrotz), 29. 7. Sr. Athanasia (in Thüne), 20. 8. Sr. Lambertine (in Aachen), 12. 12. Sr. Lioba (in Düren, an Typhus), 19. 12. Sr. Theresia (in Aachen). — 1953 wurden die Gebeine der Ordensstifterin Apollonia Radermecher in eine neue Krypta des Mutterhauses am Preusweg überführt.

nach der Einnahme Aachens meist morgens Leute und holten sich mit Erlaubnis der Amis Sachen aus den Häusern. Zudem haben die Amerikaner in den Wohnungen gehaust und genommen, was sie brauchten, z. B. Teppiche vor die Fenster ohne Scheiben gehängt, ein Loch hineingeschnitten und ein Ofenrohr hindurchgesteckt (Ms. S. 63).

Wir haben allen, die bei uns um Essen baten, soviel wir konnten, gegeben. Es ist keiner leer ausgegangen. Es tut uns leid, daß wir uns so wenig um die Leute im Lager kümmern konnten, weil es nicht gerne gesehen wurde... Wir hatten während der ganzen Zeit, in der das Lager bei uns bestand, kaum eine Möglichkeit, in die Räume zu kommen, die von den Lagerinsassen bewohnt wurden (Ms. S. 64).

Auch aus anderen Orten und Filialen, z. T. aus Berlin und der russischen Besatzungszone, kamen im Laufe des Jahres 1945 (vom Mai bis November) Elisabethinnen zum Mutterhaus an den Preusweg, wo sie wegen des Lagers nur notdürftig untergebracht werden konnten und z. T. wieder in andere Orte und Krankenhäuser weiterreisten. Des öfteren besuchten Bischof van der Velden und Generalvikar Dr. Müssener das Mutterhaus. Am 31. Mai ging in Aachen die Fronleichnamsprozession durch die Trümmer der Stadt, vom 20. bis 22. Juli fand in Aachen die Heiligtumsfahrt statt.

Der Garten und der Stall beim Mutterhaus wurden allmählich instand gesetzt. Im Frühjahr 1945 holten zwei Schwestern ein in Horbach erhaltenes Schwein ab und brachten es zu Fuß zum Preusweg.

ANHANG

Als Anhang zu den Tagebuchaufzeichnungen werden vier Schriftstücke zur Geschichte der Elisabethinnen aus den Jahren 1936 bis 1942 veröffentlicht. Die Generaloberin der Genossenschaft, Sr. M. Bernadette, stellte die Schriftstücke freundlicherweise aus dem Archiv des Mutterhauses in Ablichtungen zur Verfügung. Diese werden jetzt im Stadtarchiv aufbewahrt. Auch im Hinblick auf das gerade dreihundertundfünfzigjährige Bestehen der Elisabethinnen in Aachen (1622—1972) hat sich der Wissenschaftliche Ausschuß des Vereins zu einem vollständigen Abdruck der Texte entschlossen.

Nr. 1

Der Dezernent der Verwaltungsabteilung V, Sozialverwaltung, Eduard Schmeer in Vertretung des Oberbürgermeisters der Stadt Aachen an die Schwester Oberin der Elisabethinnen (Sr. Gabriele) im Städtischen Krankenhaus

Ausfertigung

Aachen, den 30. Oktober 1936

Betreff: a) Wahrung des Charakters des Krankenhauses der Stadt Aachen als eines rein städtischen Unternehmens und zugleich der religiösen Belange der Patienten;

b) Änderung der Anstaltskleidung der Schwesternschaft.

Gelegentlich der seinerzeitigen Inbetriebnahme des neuen Klinikgebäudes auf dem Krankenhausgelände wurde ausdrücklich bestimmt, daß das Krankenhaus den Charakter einer städtischen Anstalt haben, demgemäß also künftig durchaus vermieden werden sollte, konfessionelle Belange irgendeiner Richtung besonders hervorzuheben. Zur Betonung dieser Maßnahme erhielt das Unternehmen die Bezeichnung: Städtisches Krankenhaus.

Die getroffene Anordnung hatte zur Folge, daß die Anbringung von Kreuzifixen und anderen Devotionsgegenständen in den Kranken- und Sprechzimmern, in den Tagesräumen der Patienten, in den Fluren, Wirtschaftsräumen usw. unterbleiben sollte. Weiterhin war indessen bestimmt worden, daß denjenigen Patienten, die dies ausdrücklich wünschten, die Erlaubnis erteilt werden sollte, ein Kreuzifix in der Nähe des Krankenbettes aufzustellen.

Die zwischenzeitlichen Erfahrungen haben nun gezeigt, daß trotz dieser un-zweideutigen Anordnung, bewußt oder unbewußt, anderweitig verfahren wurde und daß Klagen aus Patienten- und anderen Kreisen nach der einen oder anderen Richtung immer wieder vorgebracht wurden.

Auf Grund eingehender Besprechungen, auch mit der in Frage kommenden geistlichen Stelle, wird hiermit bis auf weiteres folgende Regelung getroffen:

a) Kreuzifixe in den Krankenzimmern.

Es ist künftig so zu verfahren, daß diejenigen Patienten, die ein Kreuzifix wünschen, dies unter Benutzung eines besondern Vordrucks ausdrücklich unter Namensunterschrift verlangen. Dabei ist ausnahmslos der Wunsch des Patienten, nicht etwa der von Verwandten und Bekannten bestimmend. In jedem Falle soll alsdann auf dem Nachttisch des betreffenden Patienten ein Standkreuzifix, das die Verwaltung des Krankenhauses liefert, zur Aufstellung gelangen.

b) Kreuzifixe und ähnliches in andern Räumen.

In den Sprechzimmern, den Tagesräumen der Patienten und des Personals, Wirtschaftsräumen, Fluren und ähnlichen Stellen hat die Anbringung oder Aufstellung von Kreuzifixen oder sonstiger Devotionsgegenstände zu unterbleiben.

Bezüglich der Schlafräume der Hausangestellten ist es statthaft, daß über den Betten derjenigen Angestellten, die dies wünschen, ein Kreuzifix aufgehängt wird, dessen Lieferung ebenfalls durch die Verwaltung geschieht. Die Aufhängung eigener Kreuzifixe und sonstiger Kultgegenstände ist nicht gestattet.

Was die Klausuren der Schwesternschaft anbelangt, so ist es den Schwestern unbenommen, dort diejenigen Devotionsgegenstände aufzuhängen oder aufzustellen, die für zweckmäßig erachtet werden, wobei allerdings darauf Bedacht zu nehmen ist, daß bei Aufhängung oder Aufstellung solcher Gegenstände nicht durch Verankerung und dergl. wesentliche Beschädigungen der Wände und Decken herbeigeführt werden.

c) Geistliche Betreuung der Patienten.

Patienten, die den Besuch eines Geistlichen oder den Empfang der Sakramente oder des Abendmahls wünschen, haben dies persönlich unter Benutzung eines Vordrucks mit Namensunterschrift zu verlangen. Nur in den Fällen, wo dies geschehen, findet eine geistliche Betreuung statt; auch hier gilt das unter a) Gesagte, daß nicht Verwandte oder Bekannte betugt sind, für einen Patienten die angegebenen Maßnahmen zu verlangen.

Soweit es sich um die Darreichung der Sakramente handelt, steht nichts im Wege, daß kurz vor der Handlung in der Nähe des Bettes des betreffenden Patienten ein Tischchen mit Kreuzifix, 2 Kerzen und 2 Topfpflanzen bzw. 2 Vasen mit Schnittblumen aufgestellt wird, das unmittelbar nach Beendigung der Handlung wieder zu beseitigen ist.

d) Andere Kulthandlungen, wie Darreichen von Weihwasser oder das Besprengen mit solchem, weiter auch gemeinsame Betübungen, haben allgemein zu unterbleiben. Nicht ausgeschlossen wird damit die Möglichkeit, daß die betreuende Schwester auf Wunsch eines Patienten mit diesem in geeigneter Weise ein Gebet verrichtet.

e) Die Überwachung der getroffenen Anordnungen wird dem Anstaltsgeistlichen vereinbarungsgemäß bis auf weiteres übertragen. Dieser Geistliche ist der Verwaltung für die strikte sinngemäße Beachtung verantwortlich. Er hat dabei von dem Grundsatz auszugehen, daß das Krankenhaus als ein interkonfessionelles gelten soll, daß aber in diesem Rahmen den Wünschen der Patienten nach Möglichkeit Rechnung zu tragen ist.

Im Zusammenhang mit den vorbehandelten Angelegenheiten wird hiermit weiter die Frage der Anstaltskleidung der Schwestern geregelt. Danach werden die Schwestern, dem Charakter des Wirkungskreises entsprechend, künftig im Dienst weiße Überkleidung aus leinenartigem Gebild (Chiffon, Köper und dergl.) tragen, deren Gestellung verwaltungsseitig erfolgt.

In Vertretung:
gez. Schmeer

Abdruck

a) der Schwester Oberin

unter Bezugnahme auf die stattgefundene Besprechung zur Kenntnisnahme. Für die genaue Beachtung durch die Ihnen unterstellten Schwestern im Einvernehmen mit dem Anstaltsgeistlichen wollen Sie Sorge tragen.

b) den Herren Chefärzten

zur Kenntnisnahme, namentlich auch davon, daß die Überwachung der getroffenen Maßnahmen dem Anstaltsgeistlichen übertragen wurde. Ich habe mich zu dieser Maßnahme genötigt gesehen, nachdem die bisherige Beauftragung der Chefärzte im angegebenen Sinne nicht zu einem Erfolg geführt hat.

In Vertretung:
gez. Schmeer

Nr. 2

Der Dezernent der Verwaltungsabteilung V, Sozialverwaltung, Eduard Schmeer in Vertretung des Oberbürgermeisters der Stadt Aachen „an Maria Herzog, gen. Schwester Gereona“, Städt. Krankenhaus, Privat

Ausfertigung

24. 6. 1941

Betrifft: Weiterbeschäftigung als freie Schwester im Dienste der Stadtverwaltung Aachen.

Durch die Ausgestaltung der beim Städtischen Krankenhaus Aachen bestehenden Krankenpflegeschule sind Veränderungen in der Beschäftigungszahl der Ordensschwestern erforderlich geworden. Hierbei war auch die Überlegung bestimmend, daß die Genossenschaft der Elisabethinnen infolge des bekannten Nachwuchsmangels und der dadurch bedingten vorzeitigen Überalterung der Genossenschaft bzw. deren Mitglieder sowieso in absehbarer Zeit nicht in der Lage sein wird, die Krankenpflege in ausreichendem Maße im Städtischen Krankenhaus

durchführen zu können¹⁾. Die diesbezüglichen Verhandlungen mit der Genossenschaft der Elisabethinnen, die seitens der Stadtverwaltung Aachen ein weitgehendstes Angebot darstellten, sind an dem Verhalten der Leitung der Genossenschaft gescheitert. Hierdurch ist die Stadtverwaltung gezwungen worden, den mit der Genossenschaft bestehenden Vertrag zum 30. September 1941 zu kündigen. Die Stadtverwaltung beabsichtigt nicht, mit der Genossenschaft einen neuen Vertrag abzuschließen.

Bei all ihren Verhandlungen war die Stadtverwaltung stets um das Wohl und die Zukunft jeder einzelnen Schwester besorgt, besonders der Schwestern, die jahrelang in anerkannter Weise im Städtischen Krankenhaus gearbeitet haben.

Diese Gründe und die Sorge um das wirtschaftliche Fortkommen der einzelnen Schwestern veranlassen die Stadtverwaltung, jetzt an jede Schwester mit der Frage heranzutreten, ob sie nach Ablauf des Vertrages mit der Genossenschaft der Elisabethinnen oder auch schon früher bereit ist, als freie Schwester im Dienste der Stadtverwaltung beim Städtischen Krankenhaus weiterzuarbeiten.

Denjenigen Schwestern, die in ein freies Arbeitsverhältnis zur Stadtverwaltung treten, wird nach Möglichkeit ihr jetziger Arbeitsplatz belassen. Sie erhalten Wohnung und Beköstigung im Städtischen Krankenhaus. Ihre Besoldung richtet sich nach der Tarifordnung für Gefolgschaftsmitglieder in den Kranken-, Heil- und Pflegeanstalten des Reichs, der Reichsgaue, der Länder, der Gemeinden und der Träger der Reichsversicherung (Kr. T).

Diese Schwestern werden also Gefolgschaftsmitglieder der Stadt Aachen und gelten für sie die gleichen Anstellungs-, Entlohnungs- und Versorgungsbestimmungen (Unfall- und Altersfürsorge) wie für jedes andere Gefolgschaftsmitglied, sei es in der Verwaltung, Krankenpflege usw. Sofern Sie daher von diesem Angebot Gebrauch machen und als freie Schwester im Dienste der Stadtverwaltung Aachen beim Städtischen Krankenhaus weiterarbeiten wollen, werden Sie gebeten, die anliegende Verpflichtungserklärung zu unterschreiben und unter Benutzung des Briefumschlags bis zum 10. Juli 1941 geschlossen zurückzusenden.

Anlage: Eine Verpflichtungserklärung

In Vertretung:
gez. Schmeer

Verpflichtungserklärung

Die Unterzeichnete:

genannt: Schwester

verpflichtet sich, mit Wirkung vom 1. Oktober 1941 zu den Bedingungen, die ihr vom Oberbürgermeister der Stadt Aachen mit Schreiben vom 24. [6.] 1941 Dez. V VA mitgeteilt worden sind, als freie Schwester in den Dienste der Stadtverwaltung Aachen zu treten und beim Städtischen Krankenhaus weiterzuarbeiten.

Aachen, den

Juli 1941

Unterschrift

1. Nr.

Handschriftliche Bemerkung von Schwester M(aria) am Kopf des Schriftstückes:

Ein gleiches Exemplar haben bis auf wenige alle Schwestern erhalten. Keine Schwester hat unterschrieben, wohl sind nachher 2 ausgetreten (folgen zwei Namen).

¹⁾ Vgl. dazu die Tagebuchaufzeichnungen von Schwester Maria, S. 4 f.

Nr. 3

Der Regierungspräsident Franz Vogelsang „an das Kloster Elisabeth in Aachen, Preußweg 2“

Aachen, den 29. Januar 1942

Abschrift

Auf Grund der Feststellung des Herrn RMdI. vom 14. 1. 1942 Pol. S. IV B — 1940/41 wird auf Grund des Gesetzes über die Einziehung des volks- und staatsfeindlichen Vermögens vom 14. 7. 1933 RGBl. I S. 479, in Verbindung mit dem Erlaß des Führers vom 29. 5. 1941 RGBl. I S. 303 das Vermögen der Aktien-Gesellschaft für Kranken- u. Invalidenpflege in Aachen, soweit es dem obigen Kloster zur Verfügung gestellt worden war, nämlich

1. das Klostergebäude Aachen, Preußweg 2, mit den dazu gehörigen Ländereien mit einer Grundfläche von insgesamt 308,48 ar, eingetragen im Grundbuch von Aachen, Band 23 Blatt 881,
2. die Einrichtungsgegenstände des Klosters mit einem geschätzten Wert von 19 290,75 RM,
3. ein Barbetrag in Höhe von 2582,48 RM,
4. 6 Sparkassenbücher mit einem Gesamtbestand von 11 214,35 RM,
5. folgende Bankkonten:
 - a) Konto bei der Deutschen Bank in Aachen, Konto Nr. 2058 mit einem Bestande von 48,55 RM,
 - b) Scheckkonto bei der Sparkasse in Aachen Nr. 12 339 mit einem Bestande von 5670,27 RM,
 - c) Postscheckkonto beim Postscheckamt Köln Nr. 52 119 mit einem Bestande von 218,61 RM,
6. Eine Forderung aus Quartierschäden in Höhe von 3160,— RM,
7. 27 goldene Ringe im Werte von rund 600,— RM,
8. Briefmarken und Postkarten im Gesamtwerte von 19,15 RM, zugunsten des Deutschen Reiches, vertreten durch den Herrn Reichsminister der Finanzen, eingezogen. Die Feststellung, ob auf Grund des Gesetzes vom 3. 12. 1937, RGBl. I S. 1333 aus dem eingezogenen Vermögen etwaige gegen das Kloster bestehende Forderungen beglichen werden, bleibt vorbehalten.

gez. Vogelsang.

Beglaubigt: gez. Unterschrift

Nr. 4

Der Apostolische Administrator des Bistums Aachen Dr. Hermann Joseph Sträter an den Reichsminister des Innern Wilhelm Frick

Entwurf ¹⁾

Aachen, den 10. Februar 1942

Am 23. Juli 1941 wurde das Mutterhaus der Genossenschaft der Elisabetherinnen, das amtsgerichtlich als Aktiengesellschaft für Kranken- und Invalidenpflege

¹⁾ Dieser Entwurf mit Ergänzungen von der Hand des Administrators Dr. H. J. Sträter ist gleichlautend mit dem am 11. 2. 42 abgesandten Text im Diözesanarchiv Aachen unter Nr. G v S/M 4 I (30 174). In Abschrift ging das Schreiben an den Vorsitzenden des Ministerrates für die Reichsverteidigung Marschall Göring, an den Reichsminister für die kirchlichen Angelegenheiten Kerl, den Regierungspräsidenten in Aachen Vogelsang sowie an alle Ordinariate Großdeutschlands.

in Aachen eingetragen ist, nach einer vorausgegangenen Durchsuchung seitens der Geheimen Staatspolizei sichergestellt, und die Schwestern genötigt, das Haus zu verlassen.

Dagegen habe ich sogleich beim Herrn Reichsminister des Innern Einspruch erhoben und gebeten, diese Anordnung aufzuheben. Mein Schreiben blieb unbeantwortet. Da seitdem geraume Zeit vergangen war, hoffte ich, daß die Schwestern doch wieder in den Besitz ihres Mutterhauses kommen würden. Um so überraschender ist für mich die Nachricht, daß nunmehr auf Grund der Feststellung des Reichsministers des Innern vom 14. 1. 1942 das Mutterhaus zu Gunsten des Reiches eingezogen worden ist. Die Feststellung beruft sich auf das Gesetz über die Einziehung des volks- und staatsfeindlichen Vermögens vom 14. 7. 1933 (RGBl. I. S. 479) in Verbindung mit dem Erlaß des Führers vom 29. 5. 1941 (RGBl. I, S. 303). Eine Begründung, inwieweit sich die Genossenschaft der Übertretung dieses Gesetzes schuldig gemacht habe, wird nicht gegeben. Auch ist der Genossenschaft vorher keine Gelegenheit gegeben worden, zu Vorwürfen, die man etwa ihren Angehörigen in dieser Hinsicht hätte machen können, Stellung zu nehmen.

Bei den Elisabetherinnen handelt es sich um eine klösterliche Genossenschaft des Diözesanrechtes, die nach den Bestimmungen des Kirchenrechtes mir als dem Leiter des Bistums Aachen in weitgehendem Maße, insbesondere bezüglich ihrer äußeren Betätigung unterstellt ist. Namentlich trage ich die Verantwortung dafür, daß ihr Eigentum vor ungerechten Zugriffen bewahrt wird. Mit tiefstem Schmerz muß es mich daher berühren, daß durch die obige Verfügung das unter großen Opfern im Jahre 1937 fertiggestellte Mutterhaus der Genossenschaft mit seinem gesamten Mobiliar den Schwestern genommen wird, ohne daß ich vorher in irgendeiner Form darüber in Kenntnis gesetzt wurde, so daß auch mir jede Möglichkeit fehlte, für die Rechte der Schwestern einzutreten. Solange keine Beweise für eine staatsfeindliche Betätigung der Genossenschaft vorliegen, kann ich die staatlichen Eingriffe nicht als gerechtfertigt bezeichnen, wie das auch die Auffassung der Mehrheit der Bevölkerung Aachens ist. Aus jahrelanger Erfahrung kenne ich das Leben und das segensreiche Wirken der Schwestern, die sich neben ihrer inneren Heiligung nur das Wohl ihrer Mitmenschen, insbesondere die Pflege der Kranken und Notleidenden zum Ziele gesetzt haben.

Die Gründerin der Genossenschaft, eine Aachener Bürgerstochter Apollonie Radermecher wurde im Jahre 1622 durch die reichsstädtische Verwaltung in Aachen beauftragt, das in Unordnung geratene städtische Krankenhaus zu reformieren. Sie glaubte ihr Ziel nur dadurch erreichen zu können, daß sie mit einer Gruppe gleichgesinnter Jungfrauen die klösterliche Genossenschaft der Hospitalschwestern von der hl. Elisabeth ins Leben rief.

Seitdem hat diese Genossenschaft länger als drei Jahrhunderte in den Krankenanstalten der Stadt Aachen und anderswo sich aufopfernd der Krankenpflege gewidmet. Selbst die Klosterauflösungsmaßnahmen der französischen Regierung in der Fremdherrschaft vor 140 Jahren ließen diese Genossenschaft bestehen und ungehindert die Krankenpflege weiter ausüben. An diesem Zustand hatte sich auch bis zuletzt nichts geändert. Um ihren hohen Aufgaben gerecht werden zu können, sah sich die Genossenschaft gezwungen, ein neues Mutterhaus zu bauen, in dem die Schwestern für ihren schweren Beruf als Krankenpflegerinnen geschult werden sollten. Es handelt sich eben um das jetzt staatlicherseits eingezogene Gebäude Preußweg 2.

Freudig und unter persönlichen Opfern stellten die Schwestern von Beginn des Krieges an bis zum Verlassen des Hauses ihr Mutterhaus für militärische Zwecke zur Verfügung, indem sie Hunderten von Soldaten Unterkunft gewährten. Sie waren auch bereit, den durch Fliegerangriffe obdachlos gewordenen Familien bis zur äußersten eigenen Einschränkung ihre Räume zu überlassen.

Bis zur Stunde ist eine große Anzahl von Schwestern in mehreren Militär-lazaretten tätig, und wie man mir versichert, zur größten Zufriedenheit der Ärzte und Insassen der Lazarette. Angesichts ihrer segensreichen Betätigung in der Vergangenheit und ihrer im Kriege bewiesenen opferbereiten Haltung kann ich mir nicht denken, daß sie sich solcher Vergehen schuldig gemacht hätten, auf die das angezogene Gesetz anwendbar ist. Selbst wenn das eine oder andere Mitglied der Genossenschaft sich einmal gegen staatliche Anordnungen vergangen haben sollte, so würde dies niemals eine derartig tief einschneidende Bestrafung der ganzen Genossenschaft unter Anwendung von Gesetzen und Erlassen gegen Staatsfeinde rechtfertigen. In einer solchen Maßnahme muß ich nicht nur ein schweres Unrecht erblicken, das der Genossenschaft angetan worden ist, sondern auch eine Gefahr für den Staat sehen. Die Grundlage eines jeden festgefügtten Staates ist die Gerechtigkeit, deren Aufrechterhaltung der Staat mit seinen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln übernommen hat. Besteht aber die Auffassung, daß von der Staatsgewalt selbst diese Gerechtigkeit verletzt wird, dann wird der Glaube an die Rechtssicherheit, die der Staat gewährleisten soll, auf das schwerste im Volke erschüttert. Namentlich in der so ernsten Kriegszeit sollte doch alles auf das sorgfältigste vermieden werden, was die Sicherheit und Zuverlässigkeit der inneren Heimatfront gefährdet.

Wahre Liebe zum deutschen Volk und unerschütterliche Treue zu meinem Vaterlande, für das ich in meinem langen Leben gearbeitet und oft genug, besonders aber in jenen traurigen Jahren der fremden Besatzungszeit, Beweise gegeben habe, berechtigen mich dazu, ernste Warnungen zu erheben und in letzter Stunde noch die dringendste Bitte auszusprechen, die ergriffenen Maßnahmen rückgängig zu machen.

gez. Dr. Hermann Joseph Sträter

Apostolischer Administrator
des Bistums Aachen